
Ursel
und ihre
Mädel





Edith Müller

Ursel und ihre Mädel



Erschienen bei Enßlin & Laiblin / Reutlingen

Einband: Kurt Tilsner / Umschlagbild und Bild 1: Foto Schneider
Titelbild: Gerda Oehme / Bild 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 12: Foto Scherl
Bild 9: Klaus Hartmann

Printed in Germany / S 38,1

Kein Schnee! Weit und breit alles noch grau und öde — und kein Fleckchen Schnee. So etwas ist unerhört, noch dazu, wenn man nagelneue Brettel, Schuhe und Schianzug zu Hause hat und nun tagtäglich darauf wartet, alles einweihen zu können. Da soll Dore noch ein freundliches Gesicht machen? Das ist wohl etwas viel verlangt.

Aber eines Tages, als man schon beinahe nicht mehr zu hoffen wagt — wahr und wahrhaftig —, da schneit es. Große, dicke Flocken kommen vom Himmel herunter gewirbelt, immer dichter, immer dichter, und so geht es weiter, zwei Tage lang. Alles ist weiß bedeckt. Jeder Ast am Baum biegt sich unter der schweren Schneelast, und dann friert es auch noch.

Was geht da schneller als zur Türe hinaus, die Schier angeschnallt und fort — fort! Schon von der Haustüre weg kann Dore die Brettel gebrauchen.

Draußen am Hange (die Jungen nennen ihn immer den Idiotenhügel) stehen auch schon einige Mädel und warten auf das neugebackene „Schihaserl". Das kommt herangestapft, immer schön langsam, ein Brettel vor das andere gesetzt: tapp — tapp, rechts — links . . . „Ja, ich muß das schon gleich richtig lernen, denn ich will mal Weltmeisterin werden!" meint Dore gleich und macht damit die anderen eigentlich ziemlich ratlos. Weltmeisterin will von den Mädeln keines werden. Sie wären

schon zufrieden, wenn sie ordentlich laufen könnten. Aber die Dore, na ja, schließlich würde man selbst einmal von ihrem Ruhm einen Abglanz abbekommen, und das wäre eigentlich auch ganz nett.

Also wird einstimmig beschlossen, daß Dore von allem Anfang an „richtig Schilaufen" lernt. Aber wie?

„Stehst auch fest auf deinen Bretteln, hm?" fragt Gustel, die schon zwei ganze Jahre Schilaufen kann und somit die größten Rechte hat und auch die Ausschlaggebende in dieser Beziehung ist.

Ja, Dore steht. Es wird daher gleich mit der ersten Abfahrt vom Hügel begonnen. Gustel fliegt voran, dreht sich nach rechts, nach links, landet froh und sicher unten auf der Wiese und winkt mit den Stöcken herauf. Dore soll ruhig nachkommen.

Ha, Kleinigkeit! Dore setzt an, biegt sich nach rechts, biegt sich nach links, dann aber laufen die Brettel schneller als das Mädel, es kommt nimmer mit, setzt sich, rutscht das letzte Stück auf dem neuen Hosenboden und landet, wenn auch nicht so sicher, so doch munter bei Gustel.

„Ja, weißt du", lacht sie, „ich dachte, das geht so glatt, dabei ... Na ja, probieren wir's nochmal, vielleicht geht's jetzt besser."

Gustel steigt dann im Grätenschritt den Hang wieder hinan. Dore hinterdrein, tapfer, tapfer — bis, ja bis es auf einmal rückwärts geht und zwar ziemlich schnell. Da liegt sie nun wieder, weiß sich gar nicht zu helfen, rappelt sich mühsam auf, klimmt nochmal den halben Hang hinan und rutscht wieder zurück. Was soll sie da machen? Sie ist zunächst ratlos, dann löst sie die Brettel von den Füßen und stapft hinauf. Oben hat man inzwischen beratschlagt, wie es denn wohl anzufangen sei, um Dore gleich das „richtige" Schilaufen beizu-

bringen. Als zukünftige Weltmeisterin müsse sie es doch jetzt schon wirklich sehr gut lernen!

Aber Dore lacht auf einmal hell hinaus und meint: „Wißt ihr was, jetzt lern ich's erst mal so, wie ihr's gelernt habt, zur Weltmeisterin hab ich ja noch ein paar Jahre Zeit!" Und sie weiß nicht, wie froh die andern über diesen Entschluß sind.

Dann geht der Unterricht los. Erst im Stand umdrehen, Hocke und so weiter. Ans Abfahren wird noch lange nicht gedacht, denn Dore hat ja beschlossen, vorläufig ein ganz gewöhnliches Schimädel zu bleiben und noch nicht „richtig" Schilaufen zu lernen.

Das war im Winter

Inzwischen ist Dore zehn Jahre alt geworden. Das bedeutet, daß sie sich nun auf der Dienststelle der Jungmädelgruppe melden kann. Ein großer Augenblick, der von Dore und vielen andern Mädeln schon mit Spannung und Sehnsucht erwartet wurde. Eigentlich hatte Dore nicht ganz so lange gewartet. Sie hatte sich schon früher mit den Mädeln aus Kläre Rogers Jungmädelschaft angefreundet und so erreicht, daß sie als Gast bei den Heimnachmittagen und manchmal auch beim Sport hatte dabei sein dürfen. Das war natürlich fein, aber für Dore noch nicht das Richtige. Auf Fahrt konnte sie noch nicht mit, und die Kluft durfte sie natürlich auch noch nicht anziehen. Und gerade die Kluft, die doch für sie der Inbegriff aller Jungmädelwürde ist, wollte sie doch so brennend gerne tragen. Zugucken und mitsingen das konnten viele; viele die nicht dazu gehörten zu den Mädels, die die einheitliche Tracht trugen und von denen man einfach wußte, daß sie eins waren.

Gewiß, Dore war gut Freund mit den Mädeln der Schaft fünf, aber damit war ihr nicht gedient. Sie wollte sich auch ihre Kameradin nennen. Etwas stand doch zwischen ihnen, nur wußte Dore nicht, was es war, und als sie Kläre Rogers mal fragte, da sagte die nur ganz kurz und bündig: „Das Erlebnis".

Dann aber standen sie eines Tages alle im Dienstzimmer — lauter zehnjährige Mädel, rotbackige und schmächtige Kleine, solche mit langen blonden oder braunen Zöpfen und andere wiederum mit kurzem Haar. Einige hatten sogar ihre Mütter mitgebracht und hingen ziemlich verlegen an deren Händen. Still. und betreten standen sie alle, sie, die doch sonst gewohnt waren, zu lachen und zu schwatzen.

Es war aber auch fast wie in der Schule. Vorne an einem Tische saß Kläre Rogers und neben ihr Ursel Bergner.

„Wie heißt du, wo wohnst du, wann bist du geboren, und wo?" Und die Antwort kam, bei einigen sehr zaghaft, bei anderen frisch, und wiederum bei einigen, die meinten, mit Keckheit weiterzukommen, klangen die Antworten beinahe frech. So ging es fort die ganze Reihe durch, an deren hinterstem Ende Dore stand, die schon vor Ungeduld zappelte.

Du liebe Zeit, das ging doch auch so langsam! Und die Mädel, die Dore von der Schule her kannte, stellten sich heute so komisch an. Waren doch sonst nicht ums Wort verlegen, hier aber wagten sie tatsächlich kaum, den Mund aufzutun.

Nun, Dore wußte, daß das bald anders werden würde. Sie kannte den Betrieb ja und fühlte sich ganz wie zu Hause. In einigen Wochen würden sie alle wohl eins

sein. Manchmal kicherte sie leise in sich hinein, wenn ein Mädel vorn am Tische so schüchtern war oder gar einen Knicks machte und zur Führerin „Fräulein" sagte, genau so wie in der Schule. Aber dann sagte Ursel ganz freundlich, dutzende Male und immer wieder mit wahrer Engelsgeduld: „Das ‚Fräulein' kannst du ruhig weglassen, hier gibt es nur ein ‚Du' und wir wollen doch alle Kameradinnen sein, nicht wahr!" Das hatten die Mädel eigentlich von früher her schon gewußt, und gerade das, daß man zu jeder „Du" sagen konnte, hatte ihnen immer so sehr gefallen. Aber nun fehlte es ihnen doch am Mut, und das „Sie" rutschte schneller heraus, als sie das „Du" zu denken vermochten.

Viele kamen so an den Tisch zu Kläre und Ursel, und viele Namen wurden aufgeschrieben. Kaum einen konnten sich die beiden merken, aber sie sahen sich jedes Mädel genau an und wußten sofort: die ist in Ordnung — oder: diese wird schwierig zu behandeln sein — oder: das ist ein Charakter, der erst aufgeschlossen werden muß. Manchmal erschraken sie auch. Wenn das geschah, dann hatte das Mädel vor ihnen keinen ehrlichen Blick oder konnte dem ihren nicht standhalten. Immer wieder aber gelobten sich die beiden Führerinnen im stillen, aus all diesen verschieden gearteten Menschenkindern Mädel zu formen, die zueinander halten durch dick und dünn.

An diesem Abend, dem letzten Einschreibetag, schwenkte Ursel glücklich einen dicken Pack beschriebener Zettel in der Hand und jubelte: „So viele, so viele!"

Und dann begann eine der schwersten Arbeiten der Führerinnen: Die Einteilung der Mädel nach Straßen, in Scharen und Schaften. Jede freie Minute nach dem Dienst und nach der Schule wurde benützt, und sauber geordnet standen bald alle Namen auf dem Papier. Ob

auch die Mädel bald alle so sauber und gerade zusammenstehen würden? Viel war in den Augen der Mädel zu lesen gewesen, aber über allem stand doch ein freudiger Wille, leuchtete eine helle Begeisterung.

Und eines Tages standen sie

alle versammelt im Kreis — die Mädel der Jungmädelschaft I. Eine kleine neue Gemeinschaft. Gemeinschaft? Noch nicht, denn erst mußte sie sich formen, erst mußten die Mädel zueinander finden. Aber die Gemeinschaft würde werden, sie würde eines Tages ganz groß und stark sein. Das gelobte sich Ursel, die junge Führerin, als sie nun zum ersten Male vor ihrer Mädelschaft stand, und sie fühlte: so wie sie diese Mädel führt, so wie sie zu ihnen hält, mit ihnen lebt, ihnen voranlebt, werden diese Mädel einmal sein. Ihr eigenes Gesicht wird eines Tages das Gesicht dieser kleinen Gefolgschaft sein.

Dann spricht sie — und sie weiß, daß ihre ersten Worte an diesen jungen Kreis gläubig und voll Erwartung aufgenommen werden — mit ruhiger, fester Stimme:

„Das Volk ist der Staat. Wie ihr seid, so wird der Staat sein in Gutem und in Bösem. Seid treu in der Pflicht eurer Tage, so schafft ihr dem Vaterland gute Jahre! Soll es licht in der Zeit sein, so muß es erst licht in unserem Innern sein, licht von der Wahrhaftigkeit, gegenseitiger Duldung und Wertschätzung her, licht von der Hilfe für den schwachen Nebenmenschen her, aber auch vor allem licht von dem ernsten Willen zur Reinheit in uns selber. Wisset, ein Held sein zum Tode ist schwer und herrlich. Schwerer und herrlicher ist ein Held sein im Leben.“ (Hermann Stehr)

Es ist ganz still. Jedes einzelne der Mädel vertieft sich in die gehörten Worte, jedem Mädel wird vielleicht zum ersten Male klar, daß es nicht spielerisch in einen Kreis von jungen Mädchen, die eigentlich noch Kinder sind, hineingestellt wurde, sondern daß es in diesem Kreise große Aufgaben zu erfüllen hat. Nach einer Weile spricht Ursel weiter:

„Unser Jungmädelsein ist etwas ganz anderes, als das Jungmädchenleben von gestern. Nichts in unseren Reihen hat etwas gemein mit dem Typ des Backfisches oder dem der jungen Dame. Wir wollen uns hineinstellen in den Dienst einer großen Gemeinschaft. Ganze Mädel braucht unser Volk; halbe und laue gehören nicht hinein. Wer einmal bei uns ist, verpflichtet sich, seinem Volke zu dienen mit letzter Einsatzbereitschaft und mit letztem Vertrauen und Glauben. Es ist zum ersten Male, daß auch Mädelhände die Fahne eines Staates tragen dürfen. Unser Führer gab uns die Fahne, und wir dürfen sie tragen. Und so gläubig, wie sie uns vorangetragen wird, so gläubig folgen wir ihr nach.

Ich weiß, daß ihr jetzt etwas hören wollt von Kameradschaft, von Haltung, kurz: von Begriffen, die euch schon oft zu Ohren gekommen sind, die ihr gelesen habt, und unter denen ihr euch wohl noch nichts vorstellen könnt. Aber auch ich kann sie euch nicht mit Worten erklären. Das spürt ihr ganz von selbst, wenn ihr erst hineingewachsen seid in unsern Bund, wenn ihr dies alles an euch selbst erlebt, die Gegensätze gespürt habt. Jetzt müßt ihr noch aufnehmen, müßt mit offenen Augen und Ohren durch das Leben gehen; eines Tages aber sprechen wir uns darüber aus — über euer Erleben und über Begriffe, die euch inzwischen klar geworden sind. Unsere Heimnachmittage, unsere Feierstunden,

unsere Fahrten und Lager werden euch so viele Erlebnisse vermitteln, daß ihr bald zusammengeschweißt sein werdet. Jungmädel sein heißt fröhlich sein. Aber eine ganz eigene Fröhlichkeit erfüllt uns. Auch das kann man mit Worten nicht auseinandersetzen, auch das formt sich erst durch das Erlebnis unseres Dienstes. Und dieser Dienst ist nicht Unterricht, ist nicht Arbeit als solche. Dieser Dienst ist Lachen, ist Frohsein und Jungsein, ist Glaube, Wollen und Schaffen, ist ein gläubiges Schaffen für unser Volk, das immer und über allem steht. Und über dieses Schaffen stellen wir nicht das Ich, sondern das Wir. Und deshalb möchte ich euch für heute diese Worte mitgeben:

'Du sagest: Ich,
zeigst stolz auf deine Leistung,
sieh her, das habe ich getan.
Wir sagen: Wir! und kennen es nicht anders.
Wir packen jedes Ding gemeinsam an!'"

Ursel weiß gar nicht, wie sehr sich die Herzen ihrer Mädel nach diesem ersten Nachmittag ihr aufgeschlossen haben, weiß gar nicht, wie sehr dieser erste Nachmittag im Kreise der neuen Gemeinschaft schon für sie Erlebnis war, das sie mit aller Kraft ihres jungen Lebens in sich aufzunehmen suchen. Und jedes Mädel verarbeitete auf seine Weise das Erlebte in sich und teilte es den Seinen zu Hause mit.

Da waren einige Mädel, welche die Worte Hermann Stehrs fast bis ins Kleinste behalten hatten. Andere wieder erzählten begeistert vom Sinn des Jungmädelseins, wie Ursel es ihnen dargelegt hatte. Wieder andere nahmen als größtes Erlebnis das neugelernte Lied mit nach Hause, und einige, aber es waren nur ganz wenige, hatten nichts von alldem behalten und wußten nur Aus-

kunft zu geben über die anderen Mädel, über deren Kleider, Gesichtsausdrücke. In einem aber waren sich alle einig: daß Ursel eine „Pfunds-Führerin" sei, und daß sie bedingungslos alles tun würden, was sie von ihnen verlangte.

Und Ursel selbst? Die war nach dem Heimnachmittag mit Dore, die denselben Weg hatte, nach Hause gegangen. Sie schritt in Gedanken versunken dahin und schien nicht auf Dores Geplauder zu hören.

„Ursel", sagte Dore, „fühlst du dich eigentlich nicht schrecklich allein, so als Führerin vor uns Mädels? Jede guckt doch nur auf dich, und wenn du was falsch machst, dann machen wir es doch auch falsch!"

Ja, Dore hat recht. Es war Ursel noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, daß sie eigentlich sehr allein war. Vielleicht fühlte sie in den ersten Augenblicken, die sie vor ihren Mädeln stand, es wie eine Mauer vor sich aufsteigen. Dann aber, als die ersten Worte gesprochen waren, wußte sie: ich bin nicht allein, ich gehöre zu den Mädels, und die glauben an mich.

Dore aber beschäftigte sich

noch lange und gründlich mit einer Frage. Von der Kameradschaft hatte Ursel gesagt, daß man sie erst erleben müsse, um zu wissen, was sie ist. Bei Tisch fragte Dore dann den Vater danach. Sie hatte gedacht: Vater weiß in allen Dingen so prächtig Bescheid, sicher wird er auch hier die richtige Antwort wissen.

Der Vater sah seine Dore ganz kurz an. So, über Kameradschaft dachte sein Mädel nach? Aber er wußte, wie ernst es ihr war um diese Frage. Da nahm er sie mit hinüber in sein Arbeitszimmer und zeigte ihr verschiedene Dinge. — Da war ein Granatsplitter aus dem Krieg

als Brieföffner umgearbeitet. Dieser Splitter war zwei Zoll an Vaters Kopf vorbeigegangen und würde ihn unfehlbar getroffen haben, wenn ihn nicht ein anderer Soldat mit zu Boden gerissen hätte. Dabei war der Kamerad selbst getroffen worden. — Dann war da noch eine Zigarettendose, ein altes, schäbiges Ding, von dem Vater erzählte, daß er sie zu Weihnachten im Felde bekommen habe. „Ein einziger von uns hatte damals am Weihnachtsabend sein Päckchen von zu Hause erhalten. Da verschenkte dieser Soldat seine ganzen Gaben. Keinen ließ er leer ausgehen, jeder bekam ein Stück. Wir nahmen uns alle vor, ihm, wenn unsere Päckchen kommen würden, auch eine Freude zu machen. Aber es kam gar nicht dazu, denn einige Tage später fiel er."

Und so zeigte Vater noch viele kleine Andenken aus dem Feld und ganz zum Schluß auch ein Album mit Bildern bärtiger Soldaten, seiner Kameraden: „Siehst du, Dore, unter diesen Bildern steht nicht: das ist Doktor Fischer, dies der Bergarbeiter Ruschke, dieser der Schlosser Kranz. Nein, denn unsere Titel, unsere Herkunft, kurz alles, was uns im bürgerlichen Leben ausgezeichnet oder hervorgehoben hat, all dies galt im Felde nichts mehr. Da sagten wir nur ‚Kamerad' zueinander, und es ging nicht um dich, oder um mich, sondern um uns alle, um unser ganzes Volk."

Da sah Dore eine Weile vor sich hin. Der Ton, in dem der Vater das alles gesagt hatte, ergriff sie irgendwie. Sie sah ihn an. Er saß mit abgewandtem Gesicht und schien in Erinnerungen zu leben. Und wie sie ihn so betrachtete, kam es einem Leuchten gleich über sie. Da nickte sie und sagte ganz leise und mehr zu sich selbst: „Ja, Vater, ich glaube, jetzt weiß ich auch, was Kameradschaft ist: sich selbst vergessen und nur an den Nächsten, an die Gemeinschaft denken."



An einem der nächsten Heimnachmittage

meinte Ursel: „Jetzt wollen wir mal volkstanzen!" O ja, sie waren alle gleich Feuer und Flamme dafür. Volkstänze, die hatten sie alle ja schon gesehen bei den großen Mädels vom BDM., die in ihren bunten Kleidern so oft draußen auf der Wiese tanzten. Ursel zog aus dem dunklen Koffer, über dessen Inhalt die Mädel sich schon die Köpfe zerbrochen hatten, eine schöne, große Handharmonika heraus und begann „Von Luzern auf Wäggis zu..." zu spielen und sagte: „Wir wollen erst mal den Text des Liedes lernen, damit ihr auch begreift, welche Mienen zum Tanz gehören."

Das dauerte nun den meisten schon zu lange. Sie hatten gedacht, wenn Ursel spiele, dann könne es gleich losgehen, das frohe Drehen im Kreise. Aber Ursel erzählte erst, aus welcher Gegend der Tanz stamme und welchen Sinn er habe. Dann lernten sie noch die Melodie des

Liedes. Das ging ja rasch mit der Harmonika und war auch recht lustig, zumal Marthe noch einen Vers kannte, der eigentlich nicht dazugehörte:

„Mei Vater ist a schöner Mann —
dihollera diri, dihollera diho,
das sieht man seiner Tochter an,
dihollera diriaho."

Dann tanzte Ursel den Tanz vor. Wie leicht und frisch das aussah!

Aber wie dumm stellten sich die Mädel hernach dazu an. Wenn sie später an diesen ersten Volkstanz zurückdachten, schämte sich jede. Es war nämlich doch nicht so leicht, und Trude meinte, sie würde lieber über einen vier Meter breiten Graben springen, als sich einmal gewandt um die eigene Achse drehen. Aber Ursel sagte nur, daß sie das ja nächstens tun könne, da sei ohnehin Sportnachmittag, und ließ weiter üben.

Endlich klappte es aber doch. Allerdings nicht ohne einen kleinen Zwischenfall. Sie sangen gerade:

„Hansle trink mer net zuviel,
dihollera diri, dihollera diho,
's Geldle will verdienet si,
dihollera diriaho."

„Schau doch nur mal den kleinen Foxl an, der ist doch zum Anbeißen!" flüsterte Resl ihrer Kameradin zu, und beide kamen fast aus dem Takt, weil ihnen der Foxl gar so gut gefiel. Der schaute ganz unschuldig und naiv in die Welt hinein, spitzte ein klein wenig die Ohren und lauschte den Klängen der Ziehharmonika und den frischen Mädelstimmen. Er betrachtete ein wenig kritisch die sich drehenden Mädel und die fliegenden Röcke ...

In der Tanzpause gab es für die Mädel kein Halten mehr. „Ja, Foxerl, komm nur her! Willst du etwas zu essen, ja? So komm doch nur her!“

Dem armen Kerl wurde es scheinbar doch ein wenig bang, als die vielen Mädel um ihn herumstanden und „Foxerl hin und Foxerl her“ riefen, Steine warfen und lockten: „Such, Foxerl, such!“ — „Ob er beißt? Ich glaube nicht, er sieht doch zu treuherzig aus!“

Liesel wagte es sogar, ihm mit der Hand vor der Nase herumzufuchteln. Den Foxl rührte das gar nicht.

„So Schluß jetzt, wieder zum Volkstanz!“ rief da Ursel dazwischen. Was sollten sie da machen! Es wurde also wieder angetreten und weiter ging es.

„Fahr mit dem Schiffle übern See,
dihollera diri, dihollera diho ...“

„Oooohhh, mhmhmh! — So ein gräßliches Vieh so ein ...“

Wer fing da mit einem Male so mörderisch an zu brüllen? Aber da rannte auch schon die Resl, und an ihrem Bein hing der Foxl.

Na, das konnte nett werden! — Immer im Kreis ging es herum, und Resl brüllte immer lauter. Schließlich brüllten die anderen auch mit, aber sie brüllten vor Lachen, denn es sah doch gar zu lustig aus.

Aber — der Hund hatte das arme Mädel am Ende gebissen? Ein schneller Griff — und da lag Trude auch schon auf der Nase, aber in ihren Händen hielt sie triumphierend den bellenden zappelnden Foxl, und Resl sank erschöpft auf eine Bank. Der Strumpf war zerrissen, das Bein blutete ein wenig, war auch rot, wo der Foxl seine Zähne hatte, aber weltbewegend war die Sache nicht. Ja, ja, selbst das unschuldigste Hundegesicht

kann täuschen. Stille Wasser sind tief. Wer hätte es geahnt, daß der Foxl mit solch bösen Absichten immer näher an die springende Resl herantrottete, und noch dazu, wo er so lieb dreinschaute. Vielleicht wollte er auch wirklich nur an Resls Bein schnuppern. Das ist ja nun schwer zu sagen, — jedenfalls hatte das Mädel Angst bekommen und schrie. Durch das Schreien hatte aber auch der Foxl es mit der Angst zu tun gekriegt und tapfer drauflosgebissen.

Und Resl, der der Foxl nun gebracht wurde, damit sie ihn tüchtig bestrafe, diese Resl schluckte nur ihre letzten Tränen hinunter, lächelte dem kleinen Hunde zu und sagte: „Gelt, das tust du nimmer!" Und der Hund — lächelte er nicht und schüttelte er nicht den Kopf wie zur Bestätigung? Ach, wer doch in so eine Hundeseele hineinschauen könnte!

Keines der zwanzig Mädel konnte nun noch dem kleinen Hunde böse sein.

Aber da war noch Resl und hatte nun einen ganz zerrissenen Strumpf, und seinetwegen würde es wohl mächtigen Krach daheim geben! Und wie das Mädel daran dachte, da kollerten ihm auch schon wieder die Tränen herunter und ließen sich diesmal nicht mehr so schnell aufhalten. Das erweckte nun Mitleid bei den andern. Ein Tuscheln und leises Beraten begann und endete damit, daß Marthe verschwand.

Als sie nach einer Weile zurückkam, drückte sie Resl, die noch immer still und ratlos dasaß, ein Päckchen in die Hand und sagte: „So, jetzt ziehst du die neuen Strümpfe an, und dann tanzen wir weiter, gelt?" Das Mädel schaute fassungslos auf, dann begriff es und zog sich lachend die gestifteten Strümpfe an. Dann ging der Volkstanz weiter.

Ursel lächelte still in sich hinein und dachte: Seht ihr, ihr seid auch schon auf dem besten Wege, Kameradschaft

zu erleben. Dies eben war schon ein Stück davon! Und glücklich darüber, schrieb sie daheim in ihr Jahrbuch: Sie lernen schon Kameradschaft!

Zwanzig Mädel aber erzählten an diesem Tage aufgeregt zu Hause, daß sie nun auch wüßten, was Kameradschaft sei, und dennoch glaubte jede, vor der anderen ein kleines, schönes Geheimnis zu haben.

Ein heimliches Bangen hatte Ursel

vor den Besuchen bei den Eltern ihrer Mädel. Aber sie wußte auch, daß die sich nicht umgehen lassen würden. Die Gruppenführerin hatte ihnen ja ans Herz gelegt: „Euch haben die Eltern ihre Mädel anvertraut, euch, die ihr nicht viel älter seid als diese Mädel selbst. Nun müßt ihr dies Vertrauen auch rechtfertigen. Immer müßt ihr in lebendiger Fühlungnahme mit den Eltern eurer Mädel bleiben, immer bereit sein, Rechenschaft abzulegen über euer Tun und eure Arbeit!"

Das stand nun Ursel bevor, und es war gewiß nicht leicht. Hätte sie die Mädel schon ganz gekannt, wäre die Gemeinschaft schon nach ihrem Willen zusammengeschlossen gewesen, dann wäre ihr dieser Gang wohl leichter gefallen. So aber war alles noch im Werden, alles noch fremd. Da es aber sein mußte, machte sie sich auf den Weg. Was werde ich sagen? Was muß ich sagen? dachte sie, während sie langsam dahinging. „Heil Hitler! Frau Meier oder Frau Schulze", oder wie es gerade sein muß. Aber dann? Ursel wußte noch nicht weiter und vertraute dem Augenblick, der ihr bis jetzt noch immer das Richtige eingegeben hatte.

Da war ein großes graues Haus, in dem sie die Türen nach dem Namen „Kremer" absuchte. Vier Par-

teien wohnten in jedem Stockwerk, und es roch muffig und stickig.

Da also wohnt die Else Kremer, dachte Ursel, das kleine blonde schmächtige Mädchen, das gewiß noch keine zehn Worte seit seiner Aufnahme zu den Jungmädeln gesprochen hatte, das nur immer mit großen ängstlichen Augen auf die anderen starrte, die oft gar so laut und lustig waren!

Endlich im vierten Stock, ganz hoch oben, stand links auf dem gelben, abgegriffenen Besuchskärtchen als Türschild: Stefan Kremer, Kunstmaler.

„Stefan Kremer, Kunstmaler", sagte Ursel unwillkürlich leise vor sich hin; dann klingelte sie ...

Aufatmend, sich wie von einer innerlichen Last befreiend, verließ sie nach einer halben Stunde das graue Haus. Zum ersten Male hatte Ursel so richtig Einblick nehmen dürfen in eine Familie, bei der Schmalhans Küchenmeister war. Nicht nur das: in einem Heim war sie gewesen, in dem aus allen Winkeln Armut und Not blickten.

Es war dies nun zwar das erste, aber nicht das einzige Mal. Oft und oft noch begegnete Ursel bei ihren anderen Besuchen solchen Verhältnissen. Die einen trugen sie mit Stillschweigen, andere murrten, wieder andere lehnten sich mit harten, bitteren Worten dagegen auf, und neben stumpf und gleichgültig Gewordenen, darbten Hoffende und Betende dahin.

Dann aber kam Ursel auch zu Menschen, die alle Sonnenseiten des Lebens auskosten durften und das auch bedenkenlos taten. Als Ursel nach diesen Besuchen vor ihrem Diensttagebuch saß und sich all das Erlebte noch einmal vor Augen führte, glaubte sie, die vor ihr stehende Aufgabe nicht lösen zu können. Aus all diesen Mädchen, die aus den verschiedensten Kreisen kamen,

deren jedes ein anderes Zuhause kannte und eine andere Erziehung genossen hatte, aus diesen jungen Menschen, die sich in nichts ähnlich waren, sollte sie, Ursel, eine Einheit schmieden. Diese Einheit sollte sie dadurch schaffen, daß sie den einen Freude und Sonnenschein, den anderen aber gleichzeitig das Erlebnis von Elend und Not vermittelte. Dies dachte sie bei wachsender Mutlosigkeit. Dann aber riß sie der Gedanke an die vielen Tausende ihrer Kameradinnen im ganzen Reich, die vor denselben Aufgaben standen und sie meistern würden, empor. Auch sie wollte diese Aufgabe zwingen, — die Gemeinschaft mußte werden!

Über den ersten Sportnachmittag

waren die Meinungen sehr geteilt. Die einen murrten und gelobten sich insgeheim, nicht mehr mitzumachen, die anderen sagten bloß, es sei eine fürchterliche Schlaucherei, aber sonst ganz nett gewesen, und die Mehrzahl behauptete ganz entschieden: es war einfach groß! Die Sportwartin Hanne dachte aber still für sich: Morgen werden alle gleicher Meinung sein und mich einstimmig verwünschen. Es war ihr aber trotzdem ganz gleichgültig, ob die einen wegen ihrer steifen Glieder stöhnten oder die anderen begeistert schwelgten im Nacherlebnis der „Schlaucherei". Hanne hatte nach ihrem altbewährten System gearbeitet, die Mädel erst einmal alle antreten lassen, ihnen Rechtsum und Linksum erklärt, was viele tatsächlich noch nicht wußten, und war dann mit den Mädeln ein paar Runden durch den Saal gelaufen. Zwischendurch hatte sie eine kleine Körperschule und einige Ordnungsübungen gemacht und dann zum Schlusse ballspielen lassen.

Jedenfalls: mitgenommen hatte es sie alle, und morgen würden sie ihre Muskeln schon tüchtig zu spüren bekommen. Aber Hanne freute sich trotzdem schon auf die nächsten Sportstunden. Sie würde in die Sache schon Zug reinbekommen und sah im Geiste schon das große Sportfest steigen, das sie ganz allein mit ihren besten Turnerinnen veranstalten wollte.

Jetzt wußten die Mädel wenigstens, was „rechts- und linksum" und „Im Gleichschritt, marsch!" hieß.

Hanne war schon gespannt, zu erfahren, wieviele Mädel wohl zum nächsten Mal einen Brief von zu Hause mitbringen würden, in dem stand: „Bitte, meine Tochter wegen zu zarter Gesundheit vom Sport zu befreien." Oder wegen eines verstauchten Knies oder eines zu schwachen Herzens.

Hanne kannte dies. Aber sie kannte auch ihre Mädel. O ja, gewiß, sie sollten sich einmal schonen, sollten bloß zuschauen, wie die andern turnten. Dann saßen sie so ganz ruhig in der Ecke, nicht recht wissend, was sie beginnen sollten. Manch eine war dann wohl auch aufgestanden, war zu Hanne gekommen und hatte gemeint, beim Ballspielen könne sie wohl ruhig mitmachen, das würde ihr nicht schaden. Aber Hanne pflegte dann meist sehr freundlich lächelnd zu sagen, daß Ballspielen sogar sehr überanstrenge, und daß sie nur ruhig zugucken sollten.

Und während die einen fleißig und mit Eifer und Freude turnten, spielten und sprangen, überlegten es sich die andern, und nach einigen Wochen waren sie alle ohne Ausnahme angetreten.

So würde es nun auch hier mit Ursels Mädelschaft kommen. Hanne sollte es recht sein. Zwingen wollte sie jedenfalls keine zu einer Sache, die ihr vielleicht noch nicht von Herzen kam, oder der sie noch fremd gegenüberstand.

Eine freiwillige Leistungsgemeinschaft wollte Hanne, und diese hatte sie noch immer aufstellen können. —

„Lachen können, wenn uns etwas schwer fällt: zu stolz sein, um zu jammern und zu klagen, aber sich zusammenreißen können: einen tapferen Mut zu allen Dingen und zu aller Arbeit aufbringen, und in allem, was wir tun, ehrlich sein: das ist der Sinn unseres Jungmädel-Seins." (Aus: Die Jungmädelführerin)

Diesen Spruch stellte Ursel sogleich über den nächsten Heimabend, und die Mädel ahnten, daß wieder etwas Großes steigen würde. Dann rückte Ursel mit ihren Plänen heraus. Es war eine ganze Menge Neues, und auch nichts Leichtes, das sie den Mädeln berichtete und von ihnen forderte.

Da war zunächst die Pfingstfahrt: Am Samstag wollten sie losfahren und Montag abend wieder zurück sein. Irgendwo in die Berge sollte es gehen, in ein kleines stilles Dorf, und alle sollten teilnehmen; keine Ausnahme dürfte gemacht werden. Jede mußte durch ihre Bereitschaft zeigen, wie sehr sie schon zur Gemeinschaft stand. Aber da war noch ein Punkt zu überwinden: das Geld. Bis spät hinein in die Nacht war Ursel gestern auf gewesen und hatte gerechnet und noch einmal gerechnet und war schließlich auf drei Mark für jedes Mädel gekommen. Aus jeder Jungmädelschaft durfte ja ein Mädel umsonst mit. Nun waren es aber doch immerhin noch vier Mädel, von denen Ursel wußte, daß sie auf keinen Fall das Geld aufbringen konnten. Bang und hoffnungslos zugleich blickten acht Augenpaare auf Ursel, die mit beredtem Blick die anderen ansah, die stumm und nachdenklich geworden waren. Sie kämpften mit sich — Ursel sah es ihnen an, und sie

fühlte auch, daß ihnen ein Wort auf der Zunge lag, aber keine getraute sich, den Anfang zu machen. Endlich stand Dore auf und meinte mit gespielter Gleichmütigkeit, sie habe noch von ihrem Geburtstag her zwei Mark daheim, und wenn sie Vater bitte, würde er ihr wohl noch zwei Mark dazugeben. Und für dies Geld, meinte sie, könne man die Else Kremer mitnehmen.

Das gab nun auch den anderen Mut; jede rückte mit einem anderen Vorschlag heraus und jede mit noch mehr gemachtem Gleichmut. Gerade dafür war Ursel ihnen dankbar.

Nun waren noch zwei Mädel übrig, aber auch die wollte sie noch unterbringen. Das gelang dann auch, und Ursels Herz machte einen Luftsprung, als sie in ihrer Meldung schreiben konnte: Jungmädelschaft I der Gruppe Gudrun nimmt geschlossen an der Pfingstfahrt teil.

Da dies geschafft war, hatte Ursel nur noch eine große Sache auf dem Herzen: das Sommerlager. Ehe sie aber davon sprach, wollte sie erst das Pfingstlager vorübergehen lassen, das den Mädeln das herrliche Erlebnis der Lagergemeinschaft als Vorgeschmack vermitteln sollte. Sie war fest davon überzeugt, daß dann ihre Pläne mit Begeisterung aufgenommen würden, und so schwieg sie vorläufig noch davon. —

„Schau nicht in die Erde, mein Herz, sei fröhlich und schaue auf und um. Viel solcher Bilder hat die Welt nicht, und wenige davon sind für dich.“ (Gorch Fock)

Der Fahrtenbefehl lautete: Am Samstag, den 8. Juni steht die Jungmädelgruppe abmarschbereit mit voller Fahrtausrüstung pünktlich 9 Uhr 30 am Bahnhof. Rückkehr am Montag 17 Uhr 50.



Darunter stand dann noch Preis, Fahrtbedarf usw. Das war alles. Näheres mußten die Führerinnen der Gruppe beim Heimnachmittag klarmachen. Als auch dies geschehen war, lebte in hundertsechzig Mädeln nur noch der eine Gedanke: Am Samstag, am Samstag, da geht es los ...

Und als sie nach diesen Tagen wieder heimkehrten, braungebrannt und mit blanken, lachenden Augen, da wußten sie nicht, was das schönste an dieser ganzen, ihrer ersten Fahrt gewesen war: das Heulager in dem großen Bauernhof, der große Garten hinter dem Hause, das Baden im See oder der Frühsport im taunassen Grase. Zwei Minuten vom Bahnhof entfernt war das

Quartier gewesen: ein großer Bauernhof inmitten eines herrlichen Obstgartens. Schon bei der Ankunft gab es deswegen großes Hallo!

Da der Tag heiß war, gingen sie, während die beiden „Köchinnen" sich in ihr Machtbereich, hinter die großen Kochtöpfe, verzogen, vor Mittag noch an den See, der so hübsch und versteckt im Walde lag, und ließen die Beine ins Wasser baumeln, bis die Glocke zwölf Uhr läutete und sie merkten, daß ihre Mägen immer grimmiger knurrten. Da machten sie sich mit dem Grabgesange: „Hunger — Hunger!" auf den Heimweg.

Das erste Essen im Lager, noch dazu, wenn man noch nie auf Fahrt war, ist immer eine große Sache. Erst waren sie auch alle losgestürmt mit Feldgeschirr und Besteck und hatten sich an die Tische, auf denen zwei unförmig große Töpfe standen, aus denen es wunderlich roch, herangedrängt. Jede wollte die erste sein. So entstand eine kleine Balgerei, die erst ein Ende fand, als Beate, die Gruppenführerin, zweimal mit aller Lungenkraft pfiff und ihnen klarmachte, es werde erst dann zu essen geben, wenn sie ordentlich in Reih und Glied angetreten seien. Das ging dann aber ganz fix.

Aber noch einmal gab es einen solch schrecklichen Pfiff, der einem wie ein Blitz durch die Knochen fuhr. Das war, als sie es sich mit den vollen Feldgeschirren im Schoße gerade auf der Wiese gemütlich gemacht hatten. Hui, da hieß es wieder: auf! Erst wurde, im Kreise stehend, ein Lied gesungen, und dann wußte Beate einen ganz heiteren Spruch: „Jeder frohe Tischgeselle darf der Runde angehören. Wer das Essen uns versauert, mag sich gleich zum Teufel scheren."

Das war nun ganz neu. Und manche mußte sich erst noch eine ganze Weile verwundern, ehe sie ans Essen dachte. Aber glückhaft durchzog es alle: die da neben



dir sitzt, sie gehört zu dir und jedes einzelne der hundertsechzig Mädel hier in diesem Kreise auch. Wir gehören zusammen.

Dies „Wir gehören zusammen" stand auch über all den andern Tagen. Gemeinsam erlebten sie am Abend mit den Dorfbewohnern die Feierstunde: Unsere Grenzen. Da war ein österreichisches BDM.-Mädel mit herübergekommen und erzählte nun von ihrem Lande, von den Bergen, den Bauern, den Dörfern und Städten, von den Burgen und von den Menschen, die dafür kämpften, dieses, ihr Land, deutsch zu erhalten. Ganz heimlich stahlen sich da manche der alten Frauen aus dem Kreise der Mädel, und manches junge Dorfmädel wischte sich die Augen. Das kannten sie noch nicht: diesen Kampf um die Heimat. Ruhig und in Geborgenheit lebten sie hier in Deutschland. Sie durften ihr Deutschsein ganz erleben und durften sich frei und offen dazu bekennen, wußten nur vom Hörensagen vom Kampf um die Macht, denn als sie gerade ihre Schulranzen zum ersten Male auf dem Rücken trugen, da hatte Adolf Hitler den Sieg schon errungen, — Hitler, aus dessen Heimat das Mädel gekommen war, von dessen Heimat sie sprach mit einer Liebe und einem Schmerz zugleich, daß sie alle ehrfürchtige Bewunderung empfanden.

Zum ersten Male in ihrem Leben lagen die Mädel, in ihre Schlafsäcke und Decken gewickelt, im Heu und wußten nicht, was eigentlich schöner war: wenn daheim Mutter nochmal ans Bett kam, oder wenn sie, wie heute, zum Tagesabschluß im geheimnisvollen Dunkel des Waldrandes beisammen standen, über sich die tiefblaue, von winzigen, flimmernden Sternen besäte Kuppel des Himmels mit dem langsam ziehenden Monde und

um sich die feierliche Stille der Nacht, in die dann ihr Lied klang: „Kein schöner Land in dieser Zeit ...“

Strahlend hell brach der Pfingstsonntag an. Schon um vier Uhr morgens stahl sich der helle Sonnenschein durch die Risse in den Scheunenwänden und glitt über die schlafenden Mädelgesichter. Im Stalle brüllten die Kühe, ab und zu krähte der Hahn. Wie war ihnen da doch so eigen, wenn statt des gewohnten „Aufstehen, mein Kind, es ist Zeit zur Schule“, frohe Mädelstimmen, von Flöten begleitet, mit dem Liede: „Wachet auf, wachet auf, schon krähte der Hahn, die Sonne betritt ihre goldene Bahn!“ weckten, und es dann hieß: „In fünf Minuten treten alle draußen zum Frühsport an!“

Das war wieder etwas ganz Schönes, so durch das taunasse Gras zu laufen und zu springen, bis das letzte Restchen Schlaf wie weggeblasen war.

Eine halbe Stunde später standen sie dann um die Fahne, die leuchtend rot am Mast aufstieg, von hundertsechzig Mädelaugen gläubig verfolgt:

„Stellt euch um die Standarte rund,
die Hände schlagt um ihren Schaft,
von dieser Fahne kommt die Kraft,
die Burgen baut dem jungen Bund.

Nun kann kein Teufel uns was tun,
die Fahne flattert wild im Wind.
Die Siege unsrer Jugend sind
ein Ruf an alle, die noch ruhn.“

(Baldur von Schirach)

Unvergeßlich war allen die Morgenfeier, die sie oben im Wald abgehalten hatten. Bekenntnislieder, Führerworte und dazwischen und über allem der starke Glaube

einer jungen willigen Generation. Mit aller Kraft und allem Können hatten die Jungmädel aus Kläre Rogers Mädelschaft hier eine Feierstunde zusammengestellt, den neuen Kameradinnen dies erste Erlebnis einer solchen Stunde zur bleibenden Erinnerung zu gestalten.

Und wenn sie sich auf der einen Seite dem Ernste feierlicher Stunden hingaben, wenn sie Kraft schöpften aus ihrem Erleben, dann gaben sie auf der anderen Seite Kraft und Freude, Glaube und Erleben. Da sollte nachmittags eine „Bunte Stunde" stattfinden für die vielen Gäste, die gekommen waren: Eltern, welche die Sorge um ihre Töchter, die zum ersten Male von daheim fort waren, hergetrieben hatte, und dazu Lehrer, Dorfbewohner und Ausflügler.

Das war ein eifriges Beraten, Probieren und Üben! Die Mädel Kläre Rogers übten ein Stegreifspiel ganz hinten in der entlegensten Ecke des Gartens, und Beate verzog sich mit ihrer Schar hinunter in den Keller, den der Bauer ihnen großmütig zur Verfügung gestellt hatte. Man munkelte, daß sie Frühlings- und Volkslieder einüben wollten. In der Scheune turnten Susanne Werberahrs Mädel, und bis an den Waldrand hatte Ursel sich mit den ihren zurückgezogen, um ungestört zu überlegen, was man wohl am Nachmittag aufführen könnte.

Überhaupt: Ursels Mädel wurden nicht fertig mit Schauen, Beobachten und Insichaufnehmen. Über ihren Kreis von zwanzig waren sie bis jetzt noch nicht hinausgekommen und immer wieder sagten sie zueinander, daß sie nie gedacht hätten, daß es so schön sein könnte, und daß sie noch niemals solch ein Zusammenstehen und eine solche Gemeinschaft erlebt hätten.

Kurz vor dem Mittagessen kam es dann aber noch zu einem ärgerlichen Zwischenfall: Grete saß in der

Ecke und stöhnte ganz schrecklich, sie hätte fürchterliche Bauchschmerzen.

„Arme Grete!" meinten einige; aber da stöhnte Grete noch mehr, sodaß man schließlich Ursel holen mußte. Die hatte es auch gleich heraus: „Menschenskind, du riechst ja nach Fisch! Woher hast du denn das Zeug?"

Da kam es dann endlich heraus: Grete hatte eine Büchse Sardinen, die sie von zu Hause mitbekommen hatte, eben noch rasch und ohne Brot gegessen.

„So", meinte Ursel bloß und schickte die Mädel, die um Grete standen, weg. „So, da hattest du also noch Sardinen mit. Und die hast du behalten, trotzdem die anderen all ihr Futterzeug ablieferten." Und dann machte sie nicht viel Federlesens mit Grete. Legte sie in ihr Heubett und verordnete ihr Schleimsuppe mittags und Schleimsuppe abends und am anderen Morgen ebenfalls Schleimsuppe. Und mitmachen durfte Grete nirgends und nichts mehr. Sie hätte ja Bauchschmerzen und müsse deshalb ruhig liegen bleiben und sich schonen!

Grete ist in diesen Stunden wohl aufgegangen, was Kameradschaft ist. Die andern aber zerbrachen sich auch nicht lange die Köpfe darüber. Erst sagten sie, es sei schuftig von Grete, dann lachten sie darüber und schließlich dachten sie gar nicht mehr daran. Sie hatten ja auch gar keine Zeit dazu.

Ja, der Nachmittag, das war mal eine bombige Sache! Was soll man darüber viel Worte verlieren? Man könnte es ja doch nicht so schildern, wie es in Wirklichkeit war, so heiter, so beschwingt, so voll Freude und Lebendigkeit, aber auch voll Ernst und Zucht.

Und die Gäste, die waren reinweg begeistert; begeistert vom Stegreifspiel, von den Volkstänzen, vom Wanderzirkus, den Sportvorführungen, von den Volks-



liedern und den gemeinsam gesungenen Fahrtenliedern. Es geschah sogar einige Male, daß ein Vater zu Beate kam und einfach fragte, ob die Gruppenkasse keiner Auffüllung bedürfe. Beate sagte natürlich nicht nein. Und so kam es, daß die Gruppenkasse am Ende der Fahrt trotz vieler unvorhergesehener Ausgaben ziemlich zugenommen hatte, besonders da am letzten Tage alle umherliegenden Ausrüstungsstücke eingesammelt und zum Preis von fünf Pfennig je Stück ausgerufen wurden. Dabei kam ein hübsches Sümmchen zusammen.

Der letzte Abend im Lager! Ein Märchenabend sollte es werden. Erst hatte manch eine geringschätzig gelacht im stolzen Bewußtsein ihrer Jungmädelwürde. Gott, man war doch schließlich kein kleines Kind mehr! Und

das Märchenalter war doch nun überwunden! Dann aber, als es schon ganz dunkel war und sie hinunterzogen an den See und dann auf der Waldwiese saßen und Beate Märchen erzählte, schöne alte deutsche Märchen, die sie schon oft und oft als ganz kleine Kinder gehört hatten, da stand es wieder auf, das geheimnisvolle Walten der Natur und des uralten Volksgutes und zog sie alle in seinen Bann. Aber Beate erzählte nicht nur Märchen, sie deutete auch den Sinn der Märchen, deren Ursprung tief im deutschen Volke wurzelt: Abends, wenn die weißen Nebelschleier über die Felder zogen, da sahen die Menschen Elfenreigen; um die Mittagszeit war es ihnen, als schreite die Roggenmuhme durch das goldene Korn, zur Dämmerung glaubten sie, zwischen den Stämmen die Waldfee zu sehen. Zwerge und Wurzelmännchen saßen in jedem Blümchen und jedem Baum als göttliche Seele. All unsere Kindermärchen sprechen von diesem Glauben unserer Ahnen. So wie Dornröschen verzaubert im Schlafe liegt und von einem Prinzen wachgeküßt wird gleich der Wintererde, die der Frühling zu neuem Leben erweckt, oder wie das Mädchen in der Geschichte von den Sterntalern ein Kleidungsstück nach dem anderen verschenkt, bis es dann, als es arm und verlassen dasteht, wie die herbstliche Erde, ein schneeweißes Gewand aus einem Regen von glitzernden Sterntalern erhält...

Dann standen sie ein letztesmal in diesen schönen Tagen um ihre Fahne und verstanden nun den Spruch:

„Wir sind gekommen mitten her aus Nacht
und Sorgen
und unsern Glauben kein verzagter Zweifel bricht.
Für unsre Fahnen stürmen wir ein helles Morgen
und unsre Fahne tragen wir ins Licht."

Sie hatten in diesen Tagen gelernt, was die Fahne ist. Sie hatten zutiefst empfunden, was es bedeutet, unter der Fahne zu stehen, für die Fahne zu kämpfen. Sie hatten an die Männer gedacht, die gefallen sind für diese Fahne, und hatten den Sinn der Worte begriffen, die um diese Fahne entstanden sind.

„Schwürst du nur einem Fetzen Tuch
an einem Speer, der längst vermodert,
so sei dein Tun ein ewger Fluch,
der dir im Herzen Hölle lodert!
Dein Schwur war dann erlogen.

Wenn du im Tuch nicht Deutschland ahnst,
in seinem Flattern nicht das Leben,
wenn du dich nicht der Pflicht ermahnst,
die dir die Fahne einst gegeben,
bist du nicht unsres Glaubens."

Sie waren sehend geworden in diesen Tagen, und da sie nun um den Sinn der Dinge wußten, das Erlebnis der Gemeinschaft zum ersten Male lebendig an sich gespürt hatten in ernsten großen Feierstunden und im frischen lebensvollen Zusammensein, waren sie Mädel geworden, wie sie sein müssen nach des Führers Willen.

Das war vielleicht ein Betrieb

in den ersten Juniwochen! Die Sportnachmittage waren ausgefüllt mit den Vorbereitungen zum deutschen Jugendfest. Bei den Heimnachmittagen wurde vom bevorstehenden Sommerlager gesprochen, und dazwischen kamen haufenweise Briefe von den Eltern. Die einen fragten an, ob die Leistungen für das Sportfest nicht doch zu anstrengend seien, und ob ihr Kind das auch



verträge, die andern wiederum wollten einen genauen Plan mit Speisezettel für das Sommerlager haben.

Schließlich machte sich Ursel auf den Weg und besuchte wiederum alle Eltern. Es wurde dabei so manches klargestellt — und auch so manche Schlacht gewonnen. Und noch einmal war es eine schwere Probe für jedes einzelne Mädel auf seine Kameradschaft. Da hatten manche die verlockendsten Aussichten, mit den Eltern eine große Reise zu machen. Da saßen andere den ganzen Sommer zu Hause, weil die Eltern ihrem Kinde keinen Ferienaufenthalt bezahlen konnten.

Ursel rannte sich beinahe die Beine aus — und mit solchem Erfolg, daß sie zwei ihrer Mädel, die für das

Sommerlager ohnehin nicht tauglich waren, aufs Land schicken und zehn Mädel mit ins Lager nehmen konnte! Ursel schrie innerlich Hurra! Denn es war bei den acht Entschuldigungen keine einzige faule Ausrede dabei. Und als es endlich ins Lager abging, da waren es sogar zwölf Mädel geworden, die es schließlich alle durchgesetzt hatten, mitzudürfen.

Vorerst aber kam noch das Jugendfest, und damit hatte Hanne wahrhaftig ihre liebe Not. Sämtliche Übungen sollten im Schulhof durchgeführt werden. Auf drei Schulen war die Jungmädelgruppe verteilt. Hanne und Ursel hatten die Aufsicht über die Schar 3.

Die Mädel selbst waren in einer Aufregung, die aber zugleich auch Angst sein konnte. Dabei sandte die Sonne solch mörderisch heiße Strahlen herunter, daß sie schon schwitzten, ehe es überhaupt losging.

Ehrgeizig waren sie alle, — gewiß. Und geübt hatten sie auch lang genug. Aber immerhin, — jetzt wo es galt...

Zuerst kam Kläre Rogers Mädelschaft dran. Die war in Ordnung. Ursels Mädel staunten nur so: Denen war ja die Siegernadel totsicher! Nun kamen sie leise Zweifel an: ob man es auch so würde schaffen können? Dore, die doch sonst das größte Mundwerk hatte, schwieg still. Sie guckte nur zu und überlegte: Also beim Weitsprung Beine erst ganz fest anziehen, dann strecken, — und beim Laufen Arme fest anwinkeln, Kopf hoch — leichte Schritte! Und dann beim Ballwerfen den Ball locker aus dem Handgelenk schleudern... Na, schließlich mußte es ja gehen! Wenn nur nicht solch entsetzliche Hitze wäre!

„Dir verschlägt's wohl auch die Sprache, was, Dore?" konnte Grete sich nicht verkneifen, zu sagen, aber es war ihr selbst nicht ganz wohl dabei, auch den anderen nicht. Sie hörten aber auf Dores Ratschlag: „Guckt euch lieber von denen etwas ab, damit wir's schaffen!"

Was war die Aschenbahn doch lang. Sechzig Meter, sie schienen ins Unendliche zu führen. Dore, Grete und Wilfriede kauerten nebeneinander an den Startlöchern.

„Achtung! — Fertig! — Los!"



Wenn bloß die anderen ihren Mund gehalten hätten, aber andauernd ging es: „Dore, Dore, schneller, schneller — Wilfriede, schaff's! Grete, Mund zu!" Und die Sonne, was brennt die doch so mitten ins Gesicht! Die Beine bleiben ja kleben! Wenn bloß der Schuh nicht aufgeht! Man kommt ja gar nicht vom Fleck!

Endlich ist es dann doch geschafft! Dore: 60 Meter in 9,3 Sekunden, Grete in 10 Sekunden und Wilfriede in 9,4 Sekunden.

Da war es an Kläres Mädelschaft zu staunen. Ja, die waren ja tatsächlich genau so gut!

Hinterher lagen Ursels Mädel beisammen im Schatten und holten erst einmal Atem.

„Das hätte ich nie gedacht, daß wir so prima durchkommen", sagte Ursel. „Gott, schließlich geht alles, wenn man will", meinte Dore trocken. Insgeheim aber dachten alle: Ob wir es ohne diesen Ansporn durch Kläres Mädel so weit gebracht hätten?

Sommersonnenwende

Durch den dämmerigen Wald gehen die Mädel zur Feuerstätte. Durch die Bäume leuchten ihre weißen Blusen, manchmal streifen die Wimpel die tiefhängenden Äste.

Mitten auf der großen Wiese ist der Holzstoß aufgeschichtet. Schon hüpfen die ersten Flämmchen knisternd über die dürren Äste, dann flackert das Feuer höher auf, bis schließlich der ganze Holzstoß eine prasselnde Flamme ist.

Überall auf den Bergen ringsum leuchten nun die Feuer auf. Rund um den brennenden Haufen stehen die Mädel, und hell klingt ihr Lied durch die Nacht:

„Erde schafft das Neue, Erde nimmt das Alte,
deutsche heilge Erde, uns allein erhalte!
Du hast uns geboren, dir gehören wir,
Treue, ewge Treue schwört dir das Panier.
Wir Jungen schreiten gläubig der Sonne zugewandt,
wir sind ein heilger Frühling ins deutsche Land!"

Nun stehen sie schweigend um das Feuer, sehen nichts als den hellen Schein der Flammen, die durch die Nacht leuchten. Sie wissen: In ihre Hände ward es gelegt, das Licht auch durch dunklere Tage zu tragen, bis es sich wieder wendet und jedem neuen Tag mehr von seiner Fülle gibt. Von diesem Brande nehmen sie alle



eine Glut mit und geben sie weiter, zündend und entflammend von Mensch zu Mensch.

Dann steht die Führerin vor ihren neuen Mädeln und legt jedem einzelnen das schwarze Halstuch und das Abzeichen der HJ. an. Nun sind sie aufgenommen in die Gemeinschaft des Bundes. Durch Handschlag verpflichten sie sich, für diesen Bund einzustehen, diesem Bunde zu dienen und ihre ganze Kraft für diese Einheit einzusetzen. Hell schwingen die Worte durch die Stille der Nacht:

„Asche und Schlacke decken das Land,
Jugend ist Glut — Jugend ist Brand.
Jugend ist Sturm, der Glut entfacht.
Lodernde Flamme, brich durch die Nacht!"

Altem Volksbrauch getreu, werfen sie dann Tannenkränze ins Feuer, während sie den Feuerspruch sagen — jedes Paar, das über die Flammen springt, einen anderen Reim:

„Dies sei mein Leben: mir nichts zu vergeben,
kein Wesen zu scheuen, kein Ding zu bereuen."

Die Flammen auf den Bergen ringsum werden kleiner und kleiner. Allmählich verlischt ein Feuer nach dem anderen. Helle Glut aber bleibt in den Mädeln, die mit leuchtenden Augen durch den nachtdunklen Wald im Schweigemarsch heimwärts gehn.

Liesel hat eine Tante

Das ist an sich nichts Besonderes. Tanten haben fast alle Jungmädel, aber gerade diese Tante spielte in der Jungmädelschaft eine große Rolle, denn ihr verdankte sie ihre Bücherei. Aber es soll der Reihe nach erzählt werden:

Beim Heimnachmittag erzählte Liesel einmal von einer Tante Klara, und es stellte sich dabei heraus, daß dies eine ältere Jungfer mit viel Geld, aber einem kalten Herzen war. Es stellte sich aber weiter heraus, daß, wenn man es geschickt anfing, diese Tante gar nicht so schlimm zu nehmen war. Und wenn ihr einmal etwas imponierte, dann konnte sie sogar sehr nett sein.

Schließlich — und das war das Ausschlaggebende — besaß sie einen riesigen Bücherschrank mit wundervollen Büchern, Märchen, Sagen, alten und neuen Schriften, kurz und gut: es sollte einfach alles vorhanden sein!

Bücher, das war nun so etwas, das den Jungmädeln fehlte. Ursel träumte zwar schon immer von einer

Bücherei, in der jedes Mädel sich ein gutes Buch leihen konnte, träumte auch von gemeinsamen Aussprachen über dieses und jenes Buch und von Lesestunden, aber die Hauptsache fehlte eben: die Bücher.

„Menschenskinder", schrie Marthe plötzlich, „jetzt geht mir eine Gaslaterne auf! Herrlich, einfach herrlich!"

Sie glaubten alle, sie sei übergeschnappt, denn sie sprang und tanzte im Zimmer herum, daß alle Angst um ihren Verstand bekamen. Aber was Marthe dann vorschlug, war auch wirklich großartig: „Stellt euch bloß mal vor, Kinder! Eine Bücherei und dazu noch die Freundschaft einer alten wohlbegüterten Dame! Wir müssen ihr einfach imponieren, wir müssen einfach!"

„Schämt euch doch!" rief Ursel dazwischen, „wißt ihr, wie man so etwas nennt? Schleicherei! Wollt euch mit guten Worten etwas ergattern, — das hätte ich euch nicht zugetraut!"

Das war nun allerdings eine andere Sache. So hatten sie es doch aber nicht gemeint. Jetzt schämten sie sich alle ganz plötzlich. Es wäre doch wirklich schön gewesen. Und so notwendig hätten sie eine Bücherei gebraucht! Und wenn der alten Dame nicht anders beizukommen sein sollte, dann ...

Aber schließlich: Ursel hatte doch recht! So nahmen sie, traurig zwar, Abstand von der Ausführung dieser Idee.

Sie hatten dabei allerdings nicht mit Liesel gerechnet. Für die gab es nur noch eine Frage: Wie konnten sie der Tante gefallen? So einfach hingehen und ein Lied singen, ein Märchenspiel aufführen, Volkstänze tanzen, einen Brief schreiben? Das alles war nicht das Rechte. Man durfte doch nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, sondern mußte der Sache ihren Lauf lassen! So baute Liesel auf die guten Einfälle, die sie von Zeit zu Zeit hatte. Erst wollte sie zwar von der Sache ganz

schweigen, dann aber lief ihr doch das Herz über, und sie machte den Mädels geheimnisvolle Andeutungen, wie etwa: in vier Wochen hätten sie ihre Bücherei und die Freundschaft der Tante Klara noch dazu. Das war ihnen ja ein bißchen flunkerhaft erschienen, aber jedenfalls hatten sie nun den Gedanken wieder aufgenommen, und sogar Ursel ließ sich noch überzeugen, daß wirklich alles seinen geraden Weg gehen würde.

Wie viele Mädel ihre Schulaufgaben nicht mehr ordentlich machten, wie viele des Nachts nicht richtig schlafen konnten, das ließ sich nicht genau feststellen, eines aber war klar: Keine konnte den nächsten Heimnachmittag erwarten.

Und da wurden sie nun wieder auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Sie durften nämlich während des Dienstes nicht von der Tante sprechen, sondern mußten abwarten, bis es fünf Uhr schlug. Waren sie sonst noch so eifrig beim Basteln, sangen sie sonst noch so begeistert ihre Lieder, lauschten sie sonst noch so begierig den Worten der Führerin, — heute zählten alle förmlich die Minuten, bis es endlich fünf Uhr schlagen werde. Dann wurde Liesel auch schon mit Fragen bestürmt: „Was ist los, Liesel? Hast du was erreicht? Haben wir Aussichten?" So ging es andauernd, bis Liesel rief: „Morgen nachmittag um fünf Uhr sollt ihr alle zu Tante Klara, Moltkestraße 10, in sauberer Kluft zum Kaffee kommen."

War es vorher vor Lärm nicht auszuhalten gewesen, so war die jetzt eintretende Stille geisterhaft und ungewohnt. Alle rissen den Mund auf, alle glaubten, Liesel sei übergeschnappt. „Uns kannst du doch nicht zum Besten halten! Deine Tante denkt ja gar nicht daran, uns zum Kaffee einzuladen!"

„Ja, von wegen, sie denkt eben doch dran! Könnt es morgen ja selbst sehn. Das ging auch wirklich ganz

ulkig zu. Na, und damit ihr's wißt, so will ich's euch erzählen: Letzten Sonntag warf ich mich in tadellose Kluft, Knoten und so, Stiefel blank wie Spiegelglas — ganz tadellos sage ich euch, und schob los zur Tante.

Da grüßte ich so stramm, wie ich in meinem ganzen Leben nur den Führer gegrüßt habe. Die Tante war vor Schreck wie weg, denn seit einem halben Jahr war ich nicht mehr bei ihr gewesen, und nun gar in Kluft! Sie staunte wohl Bauklötze, aber scheinbar habe ich ihr doch gefallen, denn dann fragte sie mich so allerhand über die Kameradinnen, was wir denn beim Heimnachmittag machten, na, und so weiter. Ich habe ihr auch alles haargenau erzählt, euch natürlich ins beste Licht gerückt, und da war sie denn auf einmal so begeistert, daß sie schließlich sagte: ‚Nun, so lade doch deine Kameradinnen einmal zum Kaffee ein, aber sie müssen alle in Uniform kommen, oder haben manche keine?' Ich sagte, ja das wäre so. Fünf Mädel hätten noch keine. ‚So, na dafür wollen wir schon sorgen', meinte sie dann. Und nun kommt morgen alle anmarschiert, dann werden wir schon weitersehen!"

Ja, so war es nun. Sie alle fanden den Plan ganz großartig und standen am nächsten Tage pünktlich um viertel vor fünf vor dem Heim, um dann geschlossen zu Tante Klara zu marschieren. Ganz sauber putzten sie unten im Treppenhaus die Schuhe ab, dann grüßten sie stramm, und die Tante gab ihnen sogar die Hand. Ein wenig Angst hatten sie ja wohl noch vor ihr, weil sie so streng und kalt dreinschaute, aber das verlor sich dann auch noch.

Während des Kaffeetrinkens wurde nicht viel gesprochen, sie hatten alle ordentlich zu tun, ihre großen Kuchenstücke hinunterzukriegen, und als sie endlich fertig

waren, hatten sie fast Leibschmerzen. Auf einmal entdeckte Marthe etwas und hätte beinahe alle sterblich blamiert. Sie schrie nämlich plötzlich: „Ach, da ist ja der Bücherschrank!" — „Mensch", fauchte Lotte, „halt bloß deinen Schnabel!" Wenn sie nur nichts gemerkt hat, dachten einige Mädel. Aber da erklang auch schon Tante Klaras Stimme: „Was habt ihr denn mit dem Bücherschrank?"

Empörte Blicke flogen auf Marthe. „Ach nein, nichts", stotterte die, „wir dachten man bloß, daß wir ... wir ... ja ... wir ... Das ist nämlich der Bücherschrank, der in unser Heim passen würde!"

Da war es heraus! Schmachvoll, entsetzlich! Nun gaben sie alles auf. Wie konnte Marthe bloß so frech sein!

Wenn Blicke wirklich töten könnten, wäre Marthe bestimmt auf der Stelle mausetot unter den Tisch gefallen; so aber ...

„So", meinte Tante Klara, „er gefällt euch also? Nun, diesen Bücherschrank kann ich euch nicht geben, das ist noch ein altes Erbstück, ein Andenken. Aber einen neuen würde ich euch wohl schenken und vielleicht auch gleich ein paar Bücher dazu."

Die Mädel schämten sich entsetzlich. Sie saßen zunächst da, als hätte sie der Schlag getroffen. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander: Oh, hätten sie doch nur nicht an den Bücherschrank gedacht! Jetzt hatte die Tante alles durchschaut!

Dann aber gab es ein Jubeln. Stürmisch wollten sie sich bei Tante Klara bedanken. Aber die verkniff schon wieder den Mund zu eisigem Schweigen. Sie waren wohl ein bißchen zu weit gegangen, meinten die Mädel, während sie verlegen wieder auf ihre Plätze

gingen und sich setzten. Nur Ursel, die bloß aufgestanden gewesen war, blieb stehen, ging zu Tante Klara hin, gab ihr die Hand und sagte: „Liebes Fräulein Bruckmann, Sie haben uns sehr glücklich gemacht. Wir danken Ihnen von ganzem Herzen!"

Dann sangen sie ein paar alte Volkslieder, die Tante Klara noch aus ihrer Jugendzeit kannte. Da wurde sie ganz gerührt, stand nach einer Weile auf und sagte feierlich:

„Meine lieben Mädel! Wenn ich euch eine Freude machen konnte mit meinem Geschenk, dann bin ich ebenso glücklich wie ihr und danke euch ebenso herzlich dafür, daß ihr mir ein wenig über meine Langeweile hinweghelfen wollt. Ich habe heute gesehen, daß jetzt wieder eine neue, ordentliche und gute Jugend heranwächst, und wenn ich auch manches nicht verstehen kann, so bin ich doch überzeugt, daß ihr das Beste fürs Vaterland wollt. Darum will ich euch auch immer gerne helfen, wenn ich es kann. Heil Hitler!"

Als die Mädel dann aufbrachen, drückten sie alle dem einsamen alten Fräulein die Hand und wünschten ihr im stillen sehr viel Liebes. Denn sie merkten nun ganz deutlich, wie gut sie es doch hatten, in einer solch großen Gemeinschaft aufwachsen zu dürfen, in einer einzigen Kameradschaft zusammenzustehen und einmal nicht einsam durch das Leben gehen zu müssen, wie Fräulein Klara Bruckmann.

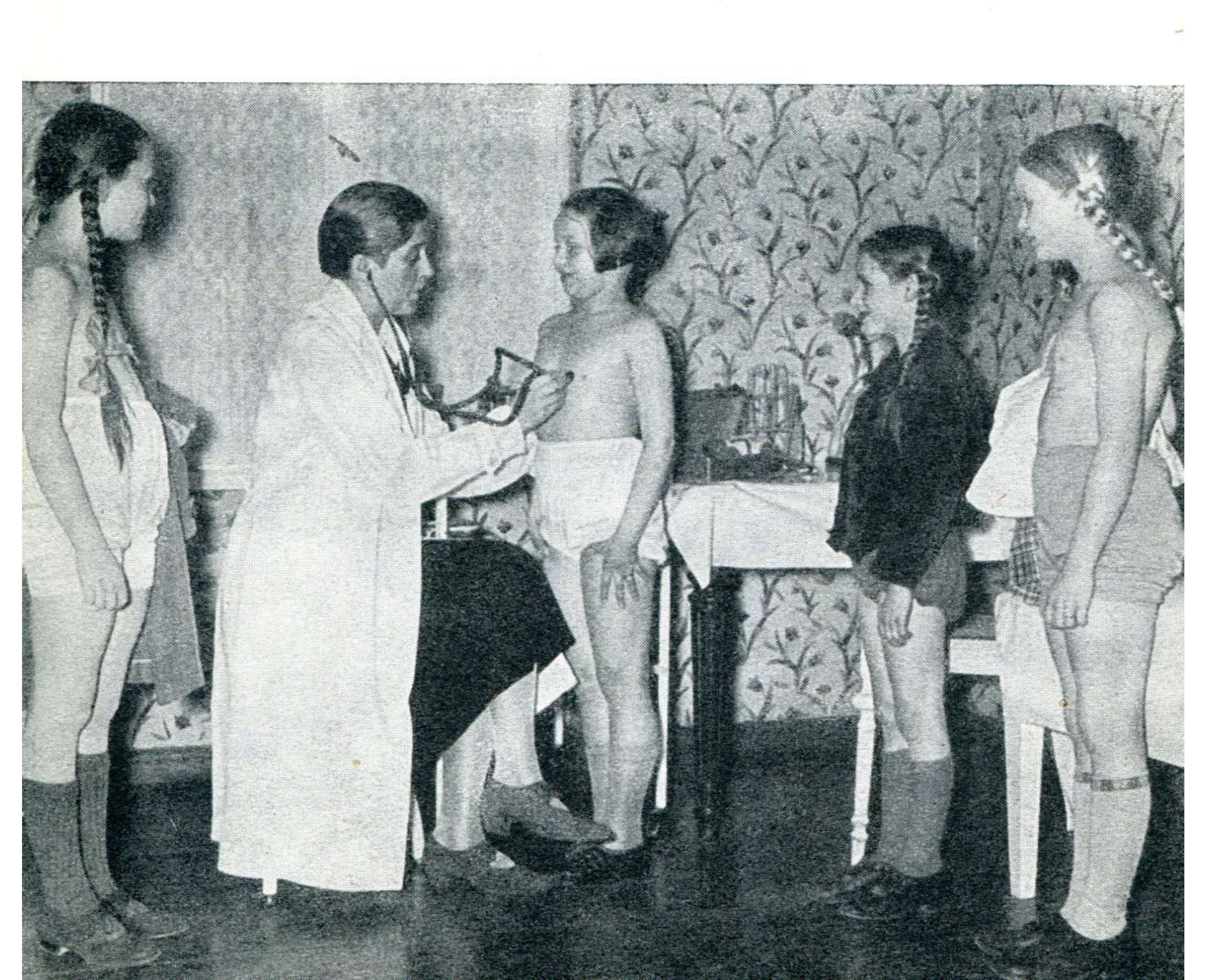
Die Bücherei war schon fast vergessen, aber in den Mädeln war noch das schöne Erlebnis, einer alten einsamen Frau etwas Freude gebracht zu haben. Und heimlich baten sie ihr die erst gehegten selbstsüchtigen Gedanken ab.

Licht und Sonne tragen in einsame und verbitterte Herzen, das wollten sie auch fernerhin tun. —

„Gar mancher, der die Welt umfuhr,
hat dennoch nichts gesehen,
dieweil er nicht verstanden hat,
die Nähe zu verstehn."

Nun stand das Sommerlager also in greifbarer Nähe. Und die Tage, manchmal auch die Nächte waren angefüllt mit Vorbereitungen, mit Plänen und mit einer ungeheuren Vorfreude darauf. In den Bergen, dicht an der österreichischen Grenze, sollte das Jungmädellager stattfinden. Dreihundert Jungmädel sollten in der Burg, die hoch droben auf dem Berge lag und von deren Türmen man weit ins österreichische Land hineinschauen konnte, frohe Lagergemeinschaft erleben.

Alles war in Aufregung. Dreihundert Mädel mußten vorher ärztlich untersucht werden, in den Jungmädel-



schaften wurden Affenappelle abgehalten, die Mütter konnten ihren Töchtern nichts mehr richtig machen, die letzten Schulstunden bereiteten Höllenqualen.

Auch Ursels Mädel standen buchstäblich kopf. Und Ursel konnte sich nicht genug ergehen in guten Ratschlägen und Maßnahmen für dieses Lager, obwohl sie selbst nicht dabei sein konnte, sondern zu einem Kurs auf die Führerinnenschule mußte.

Dann endlich war es so weit: Alle dreihundert Jungmädel saßen im Sonderzug, der sie in die Berge bringen sollte. Draußen am Bahnsteig standen Mütter und Väter, stolz darüber, daß ihre Mädel nun im Kreise froher junger Menschen mit hinausziehen durften, und doch auch ein wenig ängstlich und sorgenvoll, ob auch alles gut gehen würde.

Aus dem Lager-Tagebuch

„Eine Woche sind wir nun schon im Lager! Wir können es alle noch nicht glauben, denn wir werden gar nicht fertig vor Schauen und Erleben. Jeden Tag spüren wir neu, was Kameradschaft heißt, denn jeder Tag und alles Tun und Treiben steht unter dem Gesetz der Gemeinschaft. Keine ist mehr als die andere und keine weniger. In den ersten Stunden waren wir wohl alle etwas befangen, da hatten wir noch nichts zusammen erlebt. Als wir aber am ersten Tag früh am Morgen um die Fahne standen, da freuten wir uns, daß wir so viele waren, die alle das gleiche erleben durften. Und dieses Wissen hat uns zusammengeschmiedet. Die zehn Mädel, die in der ersten Nacht nacheinander je eine Stunde Fahnenwache gehalten hatten, sahen still und feierlich am Morgen die Fahne am Mast aufsteigen. Da wußten wir alle: Diese Mädel hatten etwas Besonderes



erlebt, sie waren reicher geworden in dieser einen Stunde, die sie an der Fahne hatten wachen dürfen.

Heute nacht zwischen zwölf und ein Uhr war die Reihe an mir. Da nun jedes Jungmädel sein schönstes Erlebnis in dieses Buch eintragen soll, will ich versuchen, diese Stunde, die mir die schönste war in der bisherigen Lagerzeit, zu schildern, so gut es mir möglich ist. Man möchte eigentlich keine Worte darüber verlieren, es ist, als würde dadurch etwas entheiligt, das ganz fest in unseren Herzen verankert ist. Alles Häßliche, alles Kleine und Alltägliche fällt in dieser einen Stunde, die man bei der Fahne stehen darf, ab. Man steht nur und denkt und ist gepackt von dem Erlebnis, als Mädel eine Fahne

hüten zu dürfen, die einem ganzen Volk voranleuchtet, die einem ganzen Volk Symbol seines heiligsten Glaubens ist. Man ist nicht etwa stolz darauf, da stehen zu dürfen. Nein, man fühlt sich so unendlich klein gegenüber diesem Großen, Wunderbaren.

Und wenn man nach dieser Stunde in den Schlafsaal zurückkommt, in dem fünfzig Mädel auf ihren Strohsäcken liegen, dann denkt man sich: So wie ich, hast auch du bei der Fahne gestanden, oder wirst noch bei ihr stehen. Und genau wie ich, hast auch du diese feierliche Wache halten dürfen, und wie ich, hast sicherlich auch du gedacht: Nun erst gehören wir ganz zusammen!"

Andere Mädel schreiben:

„Trude, Ilse und ich haben gestern lange oben im Kaiserturm gestanden und hinuntergeschaut ins Land. Ganz winzig klein waren da die Grenzpfähle zu sehen, die Deutschland von Österreich trennen. Vielleicht, daß diese Menschen jenseits der Grenze etwas schwerer leben, und voller Sehnsucht oft zu uns herüberschauen, oder zu der Lagerfahne, die hoch am Maste weht. Auch die Sprache, die diese Menschen führen, ist nicht anders als die unsere. Vielleicht etwas härter und kräftiger. Und trotzdem wird zwischen hüben und drüben ein Trennungsstrich gezogen. Wer soll das verstehen?"

„Es ist viel, was wir hier lernen. Aber alles, was wir tun, kommt von innen heraus und ist getragen von Begeisterung und Willen: Schwimmen, Sport, Volkstanzen, Wandern, Lesen, Erzählen, Spielen und Basteln. Manchmal kommen Besuche, die dann durch die Burg geführt werden. Da sagte gestern ein Mädchen, das nicht älter war als wir selbst, zu seiner Mutter: ‚Eigentlich

bin ich doch froh, daß ich nicht mit in ein Lager gegangen bin, die Mädel haben ja keine Minute für sich.'

Das habe ich bloß gehört, weil ich meine Ohren fest gespitzt habe. Das Mädel hat mir eigentlich leid getan. Schade, daß wir sie nicht hier behalten durften; nach drei Tagen hätte sie wohl gern auf ‚jede Minute für sich' verzichtet. Denn gerade das ist ja das Schöne am ganzen Lager: daß wir so viele sind, und daß wir alle das gleiche tun und denken!"

„Neulich machten wir unser erstes Fahrtenspiel im großen Sommerlager. Das war nun wieder etwas ganz Neues für uns, und wir waren deshalb nicht wenig gespannt.

Die Lagerführerin hatte uns ein paar Tage vorher erklärt, was Tarnen heißt, und uns in die Geheimnisse der Geländekunde eingeweiht. Von den Jungen hatten wir schon früher manchmal etwas von Fähnleinfehden und Geländespielen gehört. Wir sahen sie auch manchmal zurückkommen von solch einer Fehde: zerkratzt, zerschunden, mit zerrissenen Hosen oder Hemden.

Die Wilden unter uns waren natürlich gleich begeistert. Die dachten natürlich, daß sie sich wie die Jungen nun keilen könnten, während die sanfteren es mächtig mit der Angst zu tun kriegten.

Aber es war nur halb so schlimm.

Der Hügel gegenüber unserer Burg, das heißt, die weiße Fahne, die Beate auf die Spitze des Hügels gestellt hatte, sollte erkämpft werden. Wir wurden in zwei Parteien geteilt: Angreifer und Verteidiger. Die Angreifer bekamen einen roten Faden um das Handgelenk, die Verteidiger einen blauen. Nun mußten sich die Blauen am ganzen Hügel verteilen, natürlich so, daß die Roten es nicht sahen. Sie tarnten sich also.

Wir warteten inzwischen und pumpten uns noch frische Luft und Mut ein. In fünf Minuten sollten wir losstürmen, das heißt, nicht gerade stürmen, sondern eben versuchen, die weiße Fahne zu holen. Wenn uns dabei ein Roter in die Finger kam, ging der Kampf um den Faden am Handgelenk, der deswegen Lebensfaden genannt wird.

Also, die Roten hatten sich versteckt, so gut es eben ging. Trotzdem sahen wir schon ein paar verdächtig zwischen den Bäumen hervorlugen. Na, wir taten erst so, als sähen wir sie nicht, denn wir wollten erst mal möglichst dicht an die Fahne herankommen. Manchmal raschelte es im Gebüsch. Wir waren aber auf alles gefaßt und nach allen Seiten gedeckt. So wurde der Hügel von vier Seiten gestürmt. — Bis zur halben Höhe ging auch alles ganz glatt. Die Roten verhielten sich ruhig, und wir schlichen weiter. Dann aber quiekte es irgendwo, und gleich darauf brüllte es. Dann sah man fünf, sechs Mädel über- und untereinander im erbitterten Kampf um den Lebensfaden. Nun stürmte Rot von überall herbei und versuchte, uns den Weg zu versperren. Beate mit ihren Mädeln, die auch bei den Angreifern waren, brüllte ebenfalls mit und stürzte sich auf Rot. Wir wußten erst gar nicht, weshalb sie das tat, denn Rot zog sich langsam zurück, und wir hätten eigentlich ruhig weitergekonnt.

Das Licht ging uns erst auf, als von der Spitze ein lautes Siegesgeschrei ertönte. Drei Blaue hatten die weiße Fahne in der Hand!

Dann wurden die Lebensfäden gezählt: Rot hatte 86 blaue, Blau 134 rote erobert.

Beate erklärte uns dann ihren Plan: sie wollte mit aller Gewalt die Aufmerksamkeit der Roten auf sich ziehen, stürzte sich immer wieder auf den Gegner, um

ihm den Lebensfaden zu entreißen, während drei Mädel unbemerkt der Hügelspitze zuschlichen.

Wir waren eigentlich enttäuscht, daß es so rasch gegangen war, denn wir hatten uns zumindest auf eine mächtige Keilerei gefreut. Aber schließlich: das kann man ja beim nächsten Male nachholen."

Einmal kam für Ursels Mädelschaft ein Brief aus der Führerinnenschule. Er war von Ursel. Da saßen sie denn im Schatten einer alten Linde, und Dore las laut vor:

„Liebe Kameradinnen!

Nachdem Ihr so begeistert von Eurem Sommerlager schreibt, möchte ich es Euch doch gleichtun mit einem Bericht aus dem Kurs. Nun gehen die Schulungstage schon langsam ihrem Ende zu. Das ist schade, denn sie waren schön durch das Erleben fröhlicher und ernster Stunden, zielbewußter Arbeit und Schulung, froher und starker Gemeinschaft.

Ich will versuchen, Euch einen Überblick des hier Erlebten zu geben, so gut das brieflich eben möglich ist:

Als ich mit meinem Affen im Zuge saß, war mir eigentlich ein wenig sonderbar zumute. Wie viel lieber wäre ich doch erst mit Euch ins Sommerlager gegangen! In demselben Zug waren noch drei Mädel, die ebenfalls zum Kurs einberufen waren. Auf dem Wege zur Führerinnenschule wurden wir immer mehr miteinander bekannt, erzählten uns gegenseitig von unserer Arbeit in der Einheit, von unseren Mädeln und von uns selbst.

Unsere Schule steht seitab von der Landstraße am Waldrand. Uns gefiel sie schon von außen gleich sehr gut. Und von innen erst! Alles ist einfach, ganz unserer

Art entsprechend eingerichtet. Ob man in die Diele tritt, in der zu beiden Seiten des Führerbildes die zwölf Wimpel der Untergaue aufgestellt sind, oder ob wir den



Eßraum mit den langen einfachen Tischen und Hockern, oder die hellen luftigen Schlafräume mit den übereinandergestellten Betten und freundlichen Vorhängen

betrachten, es ist überall dasselbe Bild: schlicht, klar und einfach. Nirgends Überladung oder gar unnützer Klimbim. Immer mehr Teilnehmerinnen trafen ein. Wir lernten uns rasch kennen. Aus allen Gauen unseres Obergaugebietes waren die Mädel gekommen, — heute sind wir schon die besten Kameradinnen, stehen fest zusammen und könnten keine mehr entbehren. Am ersten Heimabend waren wir alle noch etwas benommen, aber das schwand schnell. Als wir jede aus unserer Arbeit erzählten, da tauten wir auf, schilderten unsere Mädel, besprachen neue Arbeitsgebiete und Möglichkeiten und schlossen uns so unbewußt immer mehr zusammen.

Fünfundzwanzig Tage dauert der Kurs, und jeder Tag ist in bestimmte Arbeitsgebiete aufgeteilt, und jede Stunde ist Dienst. Ob wir früh um den Fahnenmast stehen und die Fahne grüßen, wenn sie emporsteigt, ob wir unsere Bekenntnislieder singen, ob wir im Schulungsraum Referate hören, ob wir auf dem Sportplatz turnen, im Gelände spielen oder in der Dämmerung beisammensitzen und singen, — immer sind wir mit demselben Eifer dabei. Viel haben wir schon gelernt, und noch mehr werden wir lernen müssen. Wir hören von der Geschichte unserer Bewegung, unserer Organisation, hören von der Geschichte unserer Ahnen, von der Rassenkunde und von den führenden Männern des Dritten Reiches.

Ihr werdet denken, es sei hier wie in der Schule: es wird etwas vorgetragen, man schreibt mit und liefert dann einen fein säuberlich geschriebenen Bericht ab. O nein. Es ist doch so ganz anders. Da heißt es persönlich Stellung nehmen zu Fragen, wie: Was ist Führertum? Wie kann ich den Nationalsozialismus verwirklichen helfen? Knapp und klar muß die Antwort sein,

vor allen Dingen aber immer persönlich. In kurzer Zeit müssen die Niederschriften gemacht sein. Dann folgt die Aussprache. Wir hören Vorträge bekannter Nationalsozialisten, die alle Gebiete unseres um den Aufbau des Dritten Reiches ringenden Lebens berühren.

So reiht sich Arbeitstag an Arbeitstag. Jeder bringt uns eine neue Fülle von Eindrücken, vermittelt uns neues Wissen und stellt uns vor immer neue Aufgaben.

Dann die Mittagszeit: Ruhestunde nach dem Essen. Mucksmäuschenstill muß es da in den Schlafsälen sein. Wir liegen auf unseren Betten, aber schlafen können wir gewöhnlich nicht. So überdenken wir das am Morgen Gehörte oder schmieden Pläne für unsere zukünftige Arbeit in der Einheit. (Ihr werdet es dann ja zu spüren bekommen!)

Der Nachmittag gehört ganz dem Sport und Spiel. Wir üben fest für das Leistungsabzeichen, denn ohne die Bedingungen dafür erfüllt zu haben, wollen wir gar nicht zurückkehren.

Und nun unsere Heimabende. Wir gestalten sie oft selbst. So haben wir neulich das Thema ‚Deutsche Helden' über den Heimabend gestellt, und an einem anderen Abend ‚Das deutsche Frauenbild' behandelt.

Aber trotzdem: es ist nicht das Wichtigste, daß wir viele Lieder und Volkstänze gelernt haben, oder in der Sportarbeit etwas leisten, über all dem, was wir lehren und lernen können, stehen Erleben und Kameradschaft, Einordnen in die Gemeinschaft, Gehorsam und Zucht. Wenn wir als Führerinnen befehlen wollen, müssen wir selbst erst einmal gehorchen können. Wenn wir anderen vorangehen wollen, müssen wir Vorbild sein, müssen uns selbst in strenger Zucht halten, damit unsere Mädel sich nach uns richten können. Viel könnte ich Euch noch schreiben, z. B. über unsere Feierstunden,

über unsere Art, Feste zu gestalten, seien es kleine Morgenfeiern, die wir Sonntags im Walde abhalten, seien es Stunden unter der Fahne. Jeder Außenstehende, der zum ersten Male eine solche, von uns gestaltete Feierstunde miterlebt, kann sich nicht genug verwundern über ‚diese Jugend'. Aber es ist eine anerkennende Bewunderung!

Nun aber Schluß. Verlebt noch recht schöne Tage im Lager und pumpt Euch voll mit Schönem — wir werden es in unserer Arbeit im Winter brauchen können.

Heil Hitler!

Eure Ursel!"

„Donnerwetter!" meinten die Mädel, aber es war nicht ganz klar, ob sie damit den langen Brief, oder den Inhalt selbst meinten. Jedenfalls beschlossen sie, Ursel auch so gewissenhaft Bericht zu erstatten. Wenn sie es genau nahmen, so verdankten sie es eigentlich Ursel, daß sie hier so herrlich leben durften, und was Ursel in dem Kurs lernte, kam wiederum doch nur ihnen zugute. Das dachten sie, und so schrieben sie ihr:

„Liebe Ursel!

Du hast Dir ja mächtig Mühe gegeben mit Deinem Brief, und wir sind ordentlich stolz auf Dich, daß Du nun so einen prima Kurs mitmachen kannst. Nun sollst auch Du Deine Freude an einem Bericht aus unserem Lager haben! Wir wissen bloß nicht, wo wir zuerst anfangen sollen. Da ist so viel, und alles ist so schön, daß wohl ein ganzes Buch darüber zu schreiben wäre.

Das Allerschönste ist, wie Du ja auch schreibst, die Kameradschaft. Du hast an unserm ersten Heimnachmittag nicht davon gesprochen, sondern damals gesagt: das müsse man erleben. Nun, wir erleben es jetzt tagtäglich neu.



Letzten Sonntag hatten wir auf dem Dorfplatz eine Morgenfeier veranstaltet. Fast das ganze Dorf war dazu gekommen, und man hörte unser Singen wohl bis über die Grenze. Als wir uns aufstellten, schimpften ein paar alte Bauern erst mächtig. Sie meinten, wir sollten lieber in die Kirche gehen, statt am Sonntagmorgen ein großes Geschrei zu vollführen. Dann sangen wir aber das Lied von der Morgensonne, und bei dem Vers, wo es heißt:

‚Deine Berge ragen in mir auf,
deine Täler sind in mich gebettet,
deiner Ströme, deiner Bäche Lauf
ist an alle Adern mir gekettet‘,

da nickten sie schon ganz beifällig, und zum Schlusse, nachdem die Lagerführerin den Text der Morgenfeier gesprochen hatte und wir ‚Nichts kann uns rauben, Liebe und Glauben zu diesem Land' sangen, da hatten manche Leute feuchte Augen. Sie sind dann alle auch ganz still weggegangen, und nur ein paar sagten: ‚Wer hätte das gedacht von diesen Kindern!' Wir aber waren sehr, sehr stolz. Gestern abend hatten wir das ganze Dorf zu einem Liederabend in den Burghof geladen. Wir haben von den Bauern eine ganze Reihe schöner alter Lieder gelernt, und ein Bursch von drüben, von Österreich, jodelte uns vor.

Nun sind wir eine ganz große Gemeinschaft, denn das Dorf haben wir in unseren Kreis aufgenommen.

Wenn Besuche kommen, dann kann man allerlei erleben. Gestern kriegte ein Mädel ein großes Paket von ihrer Mutter. Lauter gute Sachen. Das Mädel freute sich sehr, denn es dachte an uns, weil es doch nicht anders sein kann, als daß wir alles untereinander teilen. Und wir freuten uns also auch über das Paket. Aber die Mutter! Die hättest Du mal sehen sollen, wie die hochging, als Helga uns was abgeben wollte! Wenn sie das gewußt hätte, daß Helga alles verteilt, schrie sie, dann wäre es wohl nicht nötig gewesen, daß sie etwas mitbrachte! Den Rest solle Helga aber ja allein essen. Da packte Helga den ganzen Kram zusammen und sagte: ‚Dann nimm es mal lieber mit, Mutter. Allein schmeckt es mir gar nicht!' Ist das nicht ein feiner Kerl, die Helga?

Das mit den Eltern ist überhaupt so eine Sache! Ich glaube, wir werden es, wenn wir wieder daheim sind, nicht so ganz leicht haben. Wir haben doch sehr viel gelernt hier, vieles, das vielleicht nicht einmal Mutter so ganz versteht. Und wenn man da nun wieder so ver-

wöhnt und verpäppelt und umsorgt wird, dann werden wir uns gar nicht mehr so wohl fühlen wie früher mal. Meinst Du nicht auch? Zwischen Kindern und Jungmädeln ist doch wohl ein Unterschied, wie?

So, und nun haben wir uns auch sehr angestrengt und überdies wird Gruppe 3 gerade zum Essen gerufen. Das heißt, daß es bei uns auch bald pfeifen wird.

Heil Hitler!

Deine Kameradinnen
aus dem Sommerlager."

Der letzte Tag im Lager.

Die Fahne ist eingeholt, die Affen sind gepackt.

Noch einmal stehen sie an der Burgmauer, noch einmal sehen sie hinüber ins österreichische Land, noch einmal stehen sie im Kreise beisammen und singen: „Kein schöner Land in dieser Zeit ..." Und dann geht es fort — heimwärts.

Bald werden sie wieder in der Schule sitzen, ihren Dienst in der Jungmädelschaft tun. Bald wird es wieder gewohnter Alltag sein, aber immer wird dieses Zurückdenken in ihnen bleiben, dies Erinnern an die Stunden im Lager. Und was sie dort erlebten, das Neue, Große, wird weiterglühen in ihnen und wird sie verpflichten ...

Dann waren sie wieder daheim, strahlend, sonnverbrannt und glücklich von den Eltern in Empfang genommen. Und es gab ein Erzählen ohne Ende.

Der erste Heimabend nach den Ferien war angefüllt mit den Erlebnissen aus dem Sommerlager. Sie waren voll des Schönen, voll Begeisterung und Kraft und bereit, in den Winter hineinzugehen, der ihnen neue Aufgaben, neue Pflichten bringen und ihren ganzen Einsatz verlangen würde.

Märchenspiel-Wettbewerb

Das war so ein Plan von Ursel: Alle Jungmädelschaften aus Beates Gruppe sollten irgendein Märchen spielen, jede ein anderes. Im großen Turnsaal der Schule sollte dann der Wettbewerb steigen. Für die besten Spiele sollten Preise ausgesetzt werden. Als Zuschauer kamen sämtliche Schulklassen in Frage; je Kind sollte fünf Pfennig Eintrittsgebühr erhoben, der Gesamtertrag dann dem Winterhilfswerk überwiesen werden.

Von Beate wurde dieser Plan mit Begeisterung aufgenommen und von den Mädels auch. Nun mußte man nur versuchen, den Turnsaal für drei Samstage zu bekommen, denn auf einmal brachte man die Klassen nicht hinein. So wagte sich Beate bis zum Rektor — und — hurra! — die Schlacht war gewonnen, sie konnten mit den Proben zu den Märchenspielen beginnen.

Ursels Mädel hatten sich „Die drei Männlein im Walde", die anderen Mädelschaften „Schneeweißchen und Rosenrot", „Die Prinzessin und der Schweinehirt", „Aschenputtel" und „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern" ausgewählt.

Es gab ein eifriges und heimliches Vorbereiten. Glückstrahlend brachte eines Tages Marthe Brautkranz und Schleier ihrer Mutter zum Heimnachmittag mit. Ursel kam das spanisch vor.

„Hat deine Mutter dir das auch wirklich erlaubt?" fragte sie.

„Nein — eigentlich ja nicht. Ich hab sie nämlich gar nicht gefragt."

„Nun, dann bringe die Sachen wieder hübsch deiner Mutter zurück und frag sie erst mal."

Auf den Brautstaat mußte man also verzichten. Aber bei allem Kramen zu Hause in Truhen und Schränken — sogar auf den Speicher wagten sich einige Mädel! — fand sich dann doch allerlei Brauchbares.

Die Führerinnen der Mädelschaften hatten im Heimnachmittag die Märchen nur einmal erzählt und die Rollen verteilt. Nun saßen die Mädel in ihrer Freizeit beisammen und übten. Viel Zeit hatten sie ja nicht dazu, und meisterhafte Schauspieler waren sie gerade auch nicht, aber über viel eigene Phantasie verfügten sie, und die sollte den Märchen erst ihr eigentliches Bild geben.

Als der große Tag gekommen war

ging es im Turnsaal zu wie in einem Bienenhaus. Da waren drei Klassen erschienen, Jungen und Mädel, wohl an die hundert zusammen, und jedes Kind gab feierlich sein Fünfpfennigstück an der Kasse am Eingang ab.

Hinten in der Garderobe aber, in der die „Schauspieler" sich anzogen, herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Prinzen und Prinzessinnen, Zwerge und böse Stiefmütter fanden ihre Sachen nicht, weil es so eng war, daß man fast aufeinander klebte. Und die Zuschauer draußen wurden schon sachte ungeduldig. Aber schließlich klingelte es: Einmal — zweimal — dreimal. Beim dritten Male öffnete sich der Vorhang, den vier Mädel aus alten Decken zusammengehalten hatten.

„Die drei Männlein im Walde."

1. Aufzug: Vater und Tochter. Da war ein Witwer mit einer wunderschönen Tochter. Und diese Tochter erzählte ihrem Vater gerade von den Heiratsplänen der Nachbarin.

„Nein, nein“, meinte der Vater, „heiraten kommt für mich nicht mehr in Frage. Hatte schon Plage genug mit meiner Ernestine selig!“

Aber die Tochter gab nicht nach. Dachte sie doch daran, daß sie, wie die Nachbarin es ihr versprochen hatte, sich jeden Morgen in Milch waschen sollte und zum Trinken nur Wein bekäme und nie mehr zu arbeiten brauche.

So kam die Hochzeit schließlich doch zustande. Wenn aber Elisabeth gedacht hatte, ein schönes Leben würde nun beginnen, dann hatte sie sich gewaltig geirrt. Sie mußte die härteste Arbeit verrichten, wurde geschlagen, bekam nichts als böse Worte zu hören und wurde eines Tages in einem dünnen Papierkleidchen in den winterlichen Wald hinausgeschickt und sollte dort Erdbeeren für ihre Stiefmutter pflücken.

„Die Arme!“ seufzten in der ersten Reihe ein paar kleine Mädchen, und sogar den Jungen entschlüpfte ab und zu ein bemitleidendes Wort.

Elisabeth kam zu den drei Männlein im Walde, die ihr dann wünschten, sie möge von Tag zu Tag schöner werden, möge einen Prinzen zum Gemahl erhalten, und bei jedem Worte solle ihr ein Goldstück aus dem Munde springen.

Statt der Goldstücke hatte Dore-Elisabeth den ganzen Mund voller Apfelsinenschalen, von denen auch manchmal zwei oder drei auf einmal heraussprangen, während Resl, die die böse Stiefmutter spielte, und der die Zwerge wünschten, sie möge von Tag zu Tag häßlicher werden und bei jedem Wort möge ihr eine Kröte aus dem Munde springen, schwarze Gummibonbons ausspuckte.

Schwierig war die Sache mit Schneeweißchen und Rosenrot.

Es war doch kein Bär aufzutreiben gewesen. Da hatte Grete ein weißes Eisbärenfell von daheim mitgebracht, das man nun Mathilde geschickt umhängte. Der Kopf saß zwar etwas schief und manchmal guckten die Beine heraus, aber das war ja letzten Endes Nebensache.

Für das Aschenputtel und seinen Prinzen waren keine Pferde vorhanden. Da wußte nun Dore Rat: an Stelle der Pferde trat eine „Staatskarosse". Ein Leiterwägelchen wurde mit dunkelrotem Dekorationsstoff bespannt und mit Blumen geschmückt. Jedenfalls sah der „Galawagen" prunkvoll aus. Auf einen hohen Stuhl, den man in den Wagen gestellt hatte, setzte sich der Prinz, der die Erwählte heimführen wollte... Wohlgemerkt: wollte!

„Mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten!" Die Richtigkeit dieses Satzes sollte sich wieder einmal in ihrer ganzen Schaurigkeit erweisen: Gerade unter dem Machandelbaum, auf dem das Vöglein sang, krachte der Stuhl zusammen! Es war eine sehr peinliche Sache. Aber der Prinz war nicht dumm. Er rieb sich heimlich die wehtuenden Teile und schalt dabei laut seinen Diener, dem er die Schuld an dem Unfall zuschob. Der Diener war nun auch nicht auf den Kopf gefallen; er schwor dem Prinzen zwar Rache, während er sich vor Lachen krümmte, ließ aber jetzt schuldbewußt und tiefgebückt diese Standpauke über sich hingehen.

Den ersten Preis aber sollte das Märchen „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern" gewinnen, trotzdem sie alle gerade diesem Spiel nicht viel zugetraut hatten, weil es ja keine Handlung hatte. Dann kam es aber doch so, daß fast alle, sogar die Lehrerin, eine kleine Träne zerdrückten.

Brigitte, das kleinste Jungmädel aus Susannes Schaft, spielte das arme Mädchen. Keiner beachtete es, auch die vielen reichen Leute nicht, als es so durch die Straßen ging, in ein großes graues Tuch gehüllt, immer dicht an den Mauern entlang. Und niemand hörte das zarte Stimmchen: „Ach bitte, kauft Schwefelhölzer, nur zehn Pfennige."

Nein, niemand hörte es, und es wurde still und ganz dunkel in den Straßen, und das kleine Mädchen begann zu frieren und wagte sich doch nicht heim zum Vater aus Angst vor der Strafe, weil es nichts verkauft hatte.

Da setzte es sich vor eine Haustüre, schlief ein und begann zu träumen: Ein Engel kam vorbei und mit ihm viele schöne kleinere Engel. Und all die Gesichter kannte das arme Mädchen: das war ja die Großmutter — und hier die Mutter — und jetzt kamen die Schwestern!

Ganz hell wurde es mit einem Male um das Kind, und ein Weihnachtsbaum mit vielen strahlenden Lichtern und ein wunderbar gedeckter Tisch mit viel Brot und Fleisch und Kuchen standen plötzlich vor ihm, und das kleine Mädchen schaute mit weiten, glänzenden Augen in die Lichter des Baumes und aß, wie es noch nie zuvor gegessen hatte ...

Am Morgen jedoch fanden Leute das arme Kind erfroren in der Hausecke.

Als die Vorführungen an den drei Staatsjugendtagen vorüber waren, setzte sich Beate hin und schrieb diesen Brief an das Winterhilfswerk:

„Anbei übersendet die Jungmädelgruppe ‚Gudrun' fünfzehn Reichsmark dem Winterhilfswerk des deutschen Volkes."

Inzwischen war es also Herbst geworden,

und das Spiel im Freien hatte aufgehört. Sie saßen im kleinen Heim beisammen und bastelten. Kleine Körbchen und Schalen aus Bast entstanden, dazu Laubsäge- und Papierarbeiten. Andere Mädel wiederum formten aus Plastelin eine ganze kleine Puppenstadt. Im Schranke neben den Büchern wurden all diese Herrlichkeiten aufbewahrt. Wieviel Freude, wieviel Jubel würden sie auslösen, wenn sie zu Weihnachten die Gabentische kleiner, armer Kinder schmückten! So werkten sie mit vor Eifer roten Backen weiter, nach eigenem Sinn gestaltend und formend. Es entstanden unter ihren Händen wunderhübsche Dinge.

Einmal vor dem Winter

wollten sie als Abschluß der Fahrtenzeit noch eine Tagesfahrt machen. Es war nicht leicht, die Eltern zu überzeugen, daß auch eine Wanderung im Herbst, wenn es schon richtig kalt ist, ihr Schönes hat, und daß man sich dabei gar nicht zu erkälten braucht.

Wiederum mußte Ursel selbst zu den Eltern gehen und ihre Bedenken zerstreuen. Ja, man würde bestimmt eine warme Suppe essen und sich auch nicht im Freien niedersetzen. Die Mutter könne ganz unbesorgt sein: am Abend käme ihre Tochter wieder wohlbehalten zurück.

Und so konnte die Mädelschaft am Sonntagmorgen wirklich vollständig antreten. Unter der Kletterweste eine Strickjacke, warme Handschuhe, einen Brotbeutel voll Futterzeug, so ging es also los. Weil Nebel rauhe Kehlen macht, sangen sie vorerst noch nicht. Als dann aber die Sonne durch die Nebeldecke drang, tönte es

in den Morgen: „Im Frühtau zu Berge wir ziehn, vallera ...

So marschierten sie im Gleichschritt. Ihre Augen wurden dabei immer sehender, und es war fast so, als wollten sie alles im Sommer versäumte jetzt noch nachholen.

Plötzlich hieß es: „Halt! Keine schaut jetzt um! Was hat denn da eben am linken Wegrand gestanden?"

„Zum Kuckuck! Was bloß? — Ein Baum! — Bäume stehen genug da, etwas anderes ..."

Die Mädel schauten sich ratlos an, versuchten wohl einmal, nach rückwärts zu schielen, aber Ursel hatte scharfe Augen. Ja, sie hatten eben doch zu wenig aufgepaßt.

„Na, ich will es euch sagen: ein Wegweiser war es!"

Ja, ja, auf einmal fiel es allen ein. Nun wurden die Augen noch offener gehalten, es durfte nichts mehr übersehen werden. Links ein Wegkreuz, rechts eine Bank, links ein Strauch, rechts ein Baum, ein Mann geht vorbei ..!

„Abteilung, — halt! Was hatte der Mann auf dem Kopfe?"

Großes Schweigen. Ja, wenn sie das gewußt hätten!

„Eine Glatze! — Einen Hut!"

Nein, eine große Schirmmütze, stellte sich heraus.

Nun hatte es eines Tages, drei Wochen vor Weihnachten, geschneit. Da sagte Ursel beim Heimnachmittag, daß in den ersten Februarwochen ein großer Schiabfahrtslauf des Obergaues stattfände und dazu auch aus den Jungmädelschaften Teilnehmerinnen erwünscht seien. Bei Ursel kamen nur drei in Frage: Grete, Marthe und sie selbst. Man würde allerdings noch tüchtig üben

müssen, bis man sich den anderen Kameradinnen gleichstellen konnte. Aber war man es nicht seiner Jungmädelschaft schuldig?

Verbissen und zuversichtlich wachsten die drei ihre Brettel und stiegen Sonntag für Sonntag hinauf in die Berge, um bis zum Februar noch herauszuholen, was irgendwie herauszuholen war. Und sie hätten ganz bestimmt etwas Ordentliches geleistet, wenn, — ja, wenn nicht ein ganz dummer Zufall alles zunichte gemacht hätte.

Das kam nun so: Langsam fuhren sie an einem Sonntag im Pflug den schmalen Weg vom Kogel bis zur Hütte hinunter und waren lustig und quietschfidel. Aus dem langsamen Fahren wurde allerdings bald ein Fliegen von einem Graben in den anderen, sodaß mancher alte erfahrene Schiläufer das Haupt schüttelte und meinte:

„Lernen wollen sie ja nichts, diese jungen Dinger, — glauben immer schon, alles zu können, bis sie mal drin liegen und sich nicht mehr mucksen können!"

„Zwoa Brettl, a gfüariger Schnee, juhe, dös is halt mei höchste Idee!" sangen die Mädel, und manch einer der alten Herren knurrte: „Zwei Brettl singen's jetzt, zwei haben's auch noch, haha, vielleicht werden es bald drei sein!"

Aber so grau sehen die drei doch nicht ins Leben hinein. Vor ihnen liegt noch ein ganzer Tag in der weißen Winterwelt, vor ihnen liegt die Vorfreude auf die Wettkämpfe, bei denen sie — das glauben und erwarten sie zuversichtlich — ganz bestimmt einen Preis erringen werden. Warum also sollen sie an drei Bretter denken oder gar an wehe Glieder?

„Juchu!" schreit Grete hinaus, denn vor ihnen liegt die Hütte, und aus dem Schornstein ringelt sich schon

ein kleines blaues Rauchwölkchen zum Himmel hinauf. Da merken sie auf einmal auch, daß sie Hunger haben — und ganz gewaltigen sogar!

Bei Tisch können es sich die erfahrenen Schifahrer ja nicht versagen, den „Haserln" ernsthafte Lehren zu geben; doch die können es nicht glauben, was alles passieren kann, wenn ...

Gleich nach dem Essen geht es wieder los. Vor der Hütte ist ein wundervoller Hang. Der Schnee ist auch großartig harsch, und ehe Ursel es sich versieht, und ehe sie noch richtig auf den Brettern steht, geht's auch schon im Schuß hinunter! Sie hat das Gefühl, als ob sie gar nicht mehr richtig mitkäme, hört auch noch Marthes und Gretes Rufe: „Stemmbogen, Stemmbogen!" denkt erst: Ja, die haben gut reden! Wenn der Wind einen aber einfach wegweht, wie will man da noch einen Stemmbogen machen? Und denkt dann, während sie nur so dahinfliegt: Aber es scheint auch im Schuß ganz gut zu gehen!

„Bravo!" schreit auch noch jemand, der den Weg heraufkommt.

Ja, bravo! — da liegt Ursel auch schon und kugelt einfach wie ein Schneeball weiter im harschen Schnee. Das ist keine angenehme Sache, denn der Harsch reißt Arme und Gesicht gehörig auf.

Oben bei der Hütte glauben alle schon, eine Schwerverletzte würde nun heraufzutragen sein. Das war ja zwar nicht nötig, obgleich es lange genug dauerte, bis Ursel sich aufrappeln konnte. Jedenfalls aber hatten die Mädel — Grete und Marthe waren noch lange bleich vor Schreck — für einige Zeit genug und machten sich auf den Heimweg. Schweigend fuhren sie nebeneinander und sahen in die letzten feurigroten Strahlen der sinkenden Sonne, die wie ein glutroter Ball am Horizont

immer tiefer und tiefer sank und schließlich nur noch ein letztes verglimmendes Leuchten über die glitzernde Schneedecke warf.

So ein Sonnenuntergang ist stets ein Erlebnis; es ist den Mädels allemal, als sänke mit der Sonne auch ein heller Lebensstrahl in ihnen, der erst wieder bei Sonnenaufgang erwacht.

Die Schönheit dieser Stunde wollen sie jedenfalls noch ausnützen, und so schlägt Grete vor, eine kleine Slalomübung durch den Wald zu machen. Sie schwenken nach rechts, drücken das Gewicht auf die linke Schikante, dann wieder auf die rechte, und dahin geht es im zügigen Slalom zwischen den hohen Bäumen. Ab und zu streifen sie an einem Zweig, daß der Schnee über sie hinstäubt.

Immer schneller wird die Fahrt. Dann kracht es auf einmal und dann noch einmal und hernach noch einmal. Und dann ist es plötzlich unheimlich ruhig. Nach einer Weile stöhnt Grete, dann Ursel und nach ihr Marthe. Nach einer Weile versuchen sie, sich zu erheben, aber es ist ein schwieriges Beginnen. Bretter, Stöcke und Mädel bilden ein schier unentwirrbares Knäuel. Als sie glücklich hochgekommen sind, reiben sie die schmerzenden Glieder, stellen aber beruhigt fest, daß nichts gebrochen ist. Nur Grete hat sich anscheinend den Knöchel verstaucht. Ursel lagert ihr das Bein hoch, dann untersuchen sie die Bretter. Es ist ein Jammer, wie die aussehen! Und alles nur wegen eines Baumstumpfes! Marthe fuhr zuerst daran, die beiden andern hinterdrein und dann, dann war es eben geschehen. Sie mußten an die Warnung der Schifahrer denken „Vorsicht! Vorsicht!" und lachten auf einmal herzlich. Nur als Marthe meinte: „Aus und vorbei ist es jetzt mit der Schifahrerei, denn diesen Winter krieg ich keine Brettel mehr!", da wurde

es auch Ursel und Grete zweierlei, denn das war klar wie Wasser: mit dem Wettbewerb war es jetzt aus, denn: Marthe hatte keine Schier, Grete ein wehes Bein und Ursel wollte es allein nicht wagen.

Zum Glück hatten sie doch noch so viel gute Stimmung vorrätig, daß sie, etwas seufzend zwar, aber schon erleichtert, Marthes Bretterstücke zusammenlasen und dann den Heimweg antraten.

Leicht war das nicht, denn erstens hinkte Grete, dann war der Schnee im Walde sehr tief, und schließlich hatten ja auch die beiden andern grüne und blaue Flecken und Schrammen davongetragen, die doch zu spüren waren.

Auf den Hauptweg wagten sie sich vorerst gar nicht, denn sie hätten sich ja bis in den Boden geschämt, wären sie in diesem Aufzug womöglich anderen Leuten begegnet.

Als sie dann auf Umwegen nach Hause kamen, war es Gott sei Dank schon sehr dunkel, so daß sie niemand sehen konnte, und das war die Hauptsache. Und dann sang Marthe trotz allen Kummers vor der Haustür noch, schon völlig ausgesöhnt mit dem Schicksal: „Drei Brettl, a gfüariger Schnee, juchhee, da hast jetzt dei schöne Idee!“

Acht Tage vor den Weihnachtsferien

kam eine neue Kameradin in die Jungmädelschaft; das heißt „Kameradin“ war sie eigentlich noch nicht. Nein, ganz und gar nicht: während nämlich Ursel vorlas, lachte Marga, so hieß das Mädel, und kaute Schokolade. Dore, die neben ihr saß, gab ihr einen etwas derben Puff, was Marga aber durchaus nicht störte.

Im Gegenteil, sie puffte wieder und zwar nicht gerade sanft.

„Ich bin doch nicht in der Schule", meinte sie am Schlusse, „wo es immer nur heißt: stillsitzen und aufpassen. Hier möchte ich tun, was ich will. Das hat auch mein Vater gesagt, ich solle mir von der jungen Göre, die wir als Führerin haben, nur nichts gefallen lassen."

Ursel, die alles mit angehört hatte, wurde blaß. So, also aus solchen Kreisen kam das Mädel! Sie sah auf der Liste nach, wie Margas Vater heißt: Bernhard Weeber, Bauarbeiter.

Am besten war es wohl, wenn sie selbst zu den Eltern ging und einmal mit ihnen sprach.

„Na, Kleene, du hast also die Marga in deine Finger. Bist ja selbst noch jrün hinter die Ohren. Det kann was Nettes werden!" begrüßte Herr Weeber sie gleich. Seine Frau war gar nicht da, und Marga saß auf dem Tische, baumelte mit den Beinen und lachte frech. Ursel war ratlos. Am liebsten hätte sie das Mädel geohrfeigt und Herrn Weeber ordentlich die Meinung gesagt. „Nee, weeste, Kleene, dafor, dat se was lernen soll, hab ick die Marga nich zu eurem Verein geschickt. Lernen kann se in die Schule, bei euch, da soll se sich man austoben und erholen."

So, da wußte Ursel wenigstens Bescheid, sie entschloß sich daraufhin, zu gehen. Mit solchen Leuten würde man ja auch niemals fertig werden, da war wohl alle Mühe vergebens, — schade!

Als sie zum nächsten Heimnachmittag ins Heim kam, bot sich ihr ein wüstes Bild. Der Knäuel dort in der Ecke, das sollten wohl ihre Mädel sein? Da kam auch schon Marthe und berichtete: die Neue, Marga, wollte eben auf Ursels Stuhl Pelikanol schmieren und Nies-

pulver streuen. Die Mädel hatten ihr das verboten, worauf Marga ihre Zunge herausstreckte. Da ging Dore hin und klebte ihr eine. Und die war nicht von Pappe. Marga, die kriegte es aber nun mit der Wut und fuhr Dore gleich in die Haare. Da war die Keilerei auch schon im Gange.

Im stillen mußte Ursel ja lachen. Dann aber pfiff sie, und im Augenblick lösten sich aus dem Knäuel ein paar Mädel, zerzaust, zerkratzt, mit verrutschten Blusen und Röcken. Die anderen waren rasch wieder in Ordnung und standen auch gleich im Kreise da, wie jedesmal zum Anfangslied. Nur Marga blieb, wie sie war, ließ die Haare im Gesicht hängen und streckte Dore noch einmal ganz weit die Zunge heraus.

Da trat Ursel auf sie zu und nahm ihr mit raschem Griff Schultertuch, Knoten und Abzeichen ab.

„Für dich ist unser Kleid zu schade", sagte sie ganz ruhig.

Die andern standen starr. Es kam ihnen erst jetzt zu Bewußtsein, was sie an dieser Uniform hatten und was sie ihnen bedeutete. Das, was Ursel Marga antat, hatte antun müssen, hatte sie alle zutiefst getroffen. In Scham für Marga senkten sie die Köpfe. Das sollte ihre Kameradin sein, diese Marga Weeber, dieses — Straßenmädel?

Während sie noch ratlos dastanden, drehte sich Marga blitzschnell um, lief zur Türe und schlug sie hinter sich zu.

Da ging es wie ein Aufatmen durch den Raum. Nein, nein, mit der wollten sie nichts mehr zu tun haben!

Marga kam auch nicht wieder. Ursel hatte sie nochmals schriftlich aufgefordert, aber von ihrem Vater darauf einen unverschämten Brief bekommen, in dem

er schrieb, er würde sich solche Behandlung nicht gefallen lassen, und Margas Austritt erklärte. Das Geld für Schultertuch, Knoten und Abzeichen verlangte er zurück. Ursel schickte es ihm noch am selben Tage. Obgleich sie erleichtert aufatmete, tat ihr, im Grunde genommen, das Mädel doch leid, denn sie meinte, daß man es vielleicht doch noch zu einer guten Kameradin und zu einem brauchbaren Menschen hätte erziehen können.

Den Mädeln war wieder einmal ohne Worte ein Begriff klar geworden: Haltung.

Beim nächsten Heimnachmittag, dem letzten vor Weihnachten, war der kleine und doch so schwerwiegende Zwischenfall mit Marga Weeber fast vergessen, doch bemühte sich jede, gutzumachen, was dieses Mädel an Schmutzigem in den Kreis gebracht hatte.

Eifrig wurden die letzten Weihnachtsvorbereitungen getroffen. Jedes Mädel stellte das für seine Patenfamilie bestimmte Päckchen zusammen.

All die letzten Heimnachmittage hatten schon den Vorbereitungen für dieses Fest gedient, das etwas ganz Besonderes werden sollte: Zum ersten Male sollten die Mädel selbst schenken, sollten sie Freude bereiten und ihre Hilfsbereitschaft und ihren Opferwillen beweisen dürfen. Lange vorher hatten sie sich schon auf dieses Weihnachtsmannspielen gefreut, aber der Sinn und die eigentliche Aufgabe waren ihnen erst bewußt geworden, als Ursel ihnen vom Lichtfest der Deutschen und von der Sonnenwende, vom Julfest und dem Lichtglauben unserer Ahnen erzählt hatte. Und weiter hatte Ursel ihnen erzählt von der Weihenacht, der Nacht des Glaubens, vom Feste, das ein ureigenes Fest der Deutschen ist und



von keinem andern Volke der Welt so schön und sinnvoll gestaltet werden kann, wie von dem deutschen.

Gerade das Weihnachtsfest, das Julfest ist symbolisch für den Aufstieg, für das Wachsen und Werden des Neuen, für den Sieg des Lichtes über die Finsternis. Alles, was Ausdruck deutscher Innerlichkeit, deutschen Gemeinschaftssinnes ist, offenbart sich am stärksten und tiefsten in der Gestaltung der Weihnachtstage.

Dann erzählte Ursel von den Ärmsten im Volke, von denen, die nicht selbst Weihnachtsfreude geben können, die sie nur empfangen müssen. Sie erzählte auch von den Jahren der Nachkriegszeit, da so viele hungerten und dieses Fest nicht mehr kannten.

Es war ein großes Aufhorchen unter den Mädels gewesen. Sie kannten bis jetzt nur ein Weihnachtsfest, das ausging von der Geburt Christi und versinnbildlicht wurde durch Lichterbaum und Geschenke.

Nun standen sie also mit ihren Päckchen unter dem Arm und mit großen strahlenden Augen im Heim. Draußen war es schon dunkel. In dichten weißen Flocken fiel der Schnee herab. Die Mädel mußten sich beeilen, wollten sie noch Ursel Bericht erstatten und obendrein noch rechtzeitig zur Feier daheim sein. All die Jahre bisher war es doch so gewesen, daß sie die Stunden bis zum Feste nicht mehr hatten erwarten können. Heute trat dies alles in den Hintergrund vor ihrer eigenen schönen und beglückenden Aufgabe: Freude zu bringen!

So gingen sie los, jede in anderer Richtung.

Und Ursel?

Oh, die hatte wohl gesehen, daß manches ihrer Mädel nicht so freudig strahlte, wenn vom Weihnachtsfeste gesprochen wurde. Da hatte sie selbst angefangen zu schaffen. Keine merkte etwas davon, daß sie strickte, nähte und häkelte und sich das Geld dazu pfennigweise zusammensparte. Nun aber, als die Mädel fort waren, holte sie vier sorgsam verschnürte Pakete aus dem Schranke und zog ebenfalls los. Niemand beachtete das Mädel, das in einige Häuser ging und in jedem vor einer bestimmten Türe ein Päckchen ablegte, kurz klingelte, in einer Ecke abwartete, ob die Türe auch geöffnet wurde, und dann wie der Wind verschwand.

Dann saßen sie alle noch ein Weilchen im Heim beisammen, das nur von den Kerzen, die vor den Mädeln

standen, heimelig beleuchtet war. Und es war das schönste Weihnachtserlebnis, das sie bisher hatten, als die Kameradinnen von ihren Gängen zu den Patenfamilien berichteten.

In der einen Familie waren drei kleine Kinder, aber die Eltern konnten keinem etwas zu Weihnachten schenken, weil der Vater, der erst vor einigen Wochen Arbeit bekommen hatte, die während der langen Arbeitslosigkeit entstandenen Schulden erst abbezahlen mußte. Bloß der Lichterbaum war in der Stube aufgestellt, und davor standen die Kleinen in stummer Bewunderung.

Da war Marthe gekommen mit ihrem Päckchen und unter nicht endenwollendem Jubel spielten die Kinder nun mit ihren Püppchen, drückten sie immer wieder an sich und zogen ihnen die Kleidchen an und aus. Als Marthe sah, wie der Mutter die Tränen in die Augen stiegen, war sie still gegangen; draußen aber hatte sie erst stehen bleiben und tief aufatmen müssen, — so wild vor Freude hatte ihr das Herz geschlagen.

Aber nicht ihr allein war es so ergangen. Ein Mädel nach dem andern kam und fast jedes mit dem gleichen Erlebnis: sie hatten Freude gebracht und selbst dafür wieder unendliche Freude bekommen.

„Berghoch am Walde ragt von der Halde
morgenwärts schauend des Lebens Baum ...“

sangen sie noch ein letztes Mal in diesem Jahre und gingen dann auseinander.

Ursel blieb noch im Heim, denn viele Gedanken bestürmten sie. Sie hatte erst vorgehabt, noch ein klein

wenig über die Arbeit des vergangenen Jahres zu sprechen und den Mädeln einen Widerhall des Erlebten zu geben, aber sie fand, daß das Große von heute erst von jeder richtig aufgenommen werden mußte.

Langsam und sinnend löschte sie Licht um Licht aus.

Ein Jahr Jungmädeldienst, ein Jahr Erlebnis vom ersten Lied bis zum Bewußtsein der Volksgemeinschaft war ihr in diesem Raume beschieden gewesen und damit ein Jahr Arbeit für Deutschland.

Das neue Jahr brach an

und mit ihm sollte in den ersten Stunden des strahlend klaren Neujahrmorgens auch schon die Arbeit der Jungmädelschaft beginnen.

Das gab wieder einen Jubel, als sie erfuhren, daß sie am Neujahrsmorgen allen Familien die Neujahrsbotschaft des Gauleiters bringen durften. Und der Jubel wurde noch größer, als ihnen gesagt wurde, daß sie kein Geld dafür zu sammeln brauchten. Denn: wenn sie auch gerne sammelten, — die manchmal recht unfreundlichen Gesichter gewisser Mitbürger sieht niemand gerne.

Wie werden die Leute staunen, wenn sie nun selbst etwas geschenkt bekommen! Noch dazu des Führers Bild mit einer Widmung des Gauleiters. Ganz groß war das!

Wenn die Mädel auch am Neujahrsmorgen gerne länger geschlafen hätten, so trieb sie diesmal doch erstens die Aussicht, freudige Botschaft überbringen zu dürfen, und zweitens die Neugierde, was die Leute wohl dazu sagen würden, hinaus.

Dann kamen aber doch wieder Bedenken: Wenn jetzt manche aber noch schlafen? In den Briefkasten werfen, das macht doch keine Freude!

Jede Führerin der Gruppe bekam ein Riesenpaket Karten, das sie mit ihren Mädeln in dem ihr zugewiesenen Stadtviertel zu verteilen hatte.

„Heil Hitler! Wir bringen Ihnen die Neujahrsbotschaft unseres Gauleiters!"

„Danke! Ich brauche nichts, ich hab schon genug gegeben."

„Kostet aber nichts!"

„So? Das ist aber nett. Das laß ich mir auch mal gefallen. Da wartet nur mal, einen Apfel wollt ihr doch sicher, gelt?"

Ja, wirklich, es macht den Mädel riesigen Spaß, mal die Leute mit einer kostenlosen Neujahrsbotschaft zu überraschen.

Dabei stellt sich auch heraus, daß mancher Volksgenosse, der, wenn es wirklich etwas kostete, vielleicht schwer das Geld herausrücken würde, nun auf einmal zu den kleinen schmucken Mädeln sagt: „Aber ein paar Pfennige darf ich euch doch geben?"

Die sagten dann natürlich nicht nein, — ganz klar! Sie wunderten sich bloß ganz gewaltig, wieso die Leute auf einmal dazukommen, von selbst etwas herauszurücken. Sollten manche doch nicht so knauserig sein, wie man es immer vermutete, oder wie sie sich zeigten?

So ging es treppauf, treppab, und überall gab es strahlende und andächtige Gesichter, wenn sie das Bild des Führers überreichten.

So begann die Jungmädelschaft I der Gruppe Gudrun am frühen Neujahrsmorgen ihren Dienst in heller Begeisterung, in stolzer Freude und in treuer Kameradschaft.

Die Gemeinschaft hatte ihren Weg gefunden!
